

Postverlagsort München Ausgabe
ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter



**Seehund-
Tragödie
vor Friesland**

MIT DÜSEN UND RAKETEN

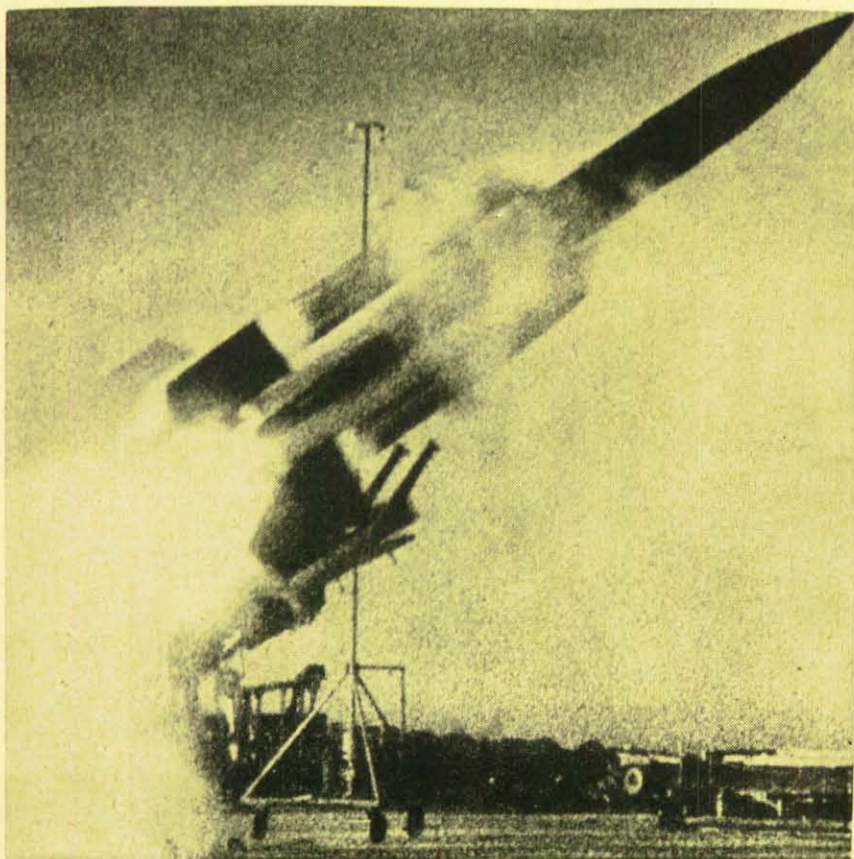
Großer Bildbericht
aus Farnborough
in diesem Heft

Eigenbericht der ZB-Illustrierten aus dem englischen Flugzentrum Farnborough



Ein stilisierter Schmetterling, vor acht Jahren im Windkanal geboren, ist die P.1B der English Electric. Sie gilt als das letzte bemannte Jagdflugzeug. Danach kommen wohl nur noch pilottenlose Düsenmaschinen, von denen bei der jetzt zu Ende gegangenen Flugzeug- und Raketenschau in Farnborough bei London immer wieder die Rede war. Seit 1950 ist an den P.1B ständig experimentiert und verbessert worden. Obwohl dieser erste reine Überschalljäger aus militärischen Gründen zu offiziellen Rekordflügen nicht zugelassen wird, ist bekannt gerade, daß er den bestehenden Weltrekord längst übertrumpft und Stundengeschwindigkeiten von etwa 2500 km entwickelt hat.

Abschied von Piloten und Propellern Jetzt heißt es: Himmel frei für DÜSEN UND RAKETEN



Der „Bluthund“ schützt das Inselreich. Mit dieser furchteinflößenden Flugabwehrwaffe von Bristol-Ferranti will sich Großbritannien gegen zukünftige Bombenangriffe sichern. Bereits in Massenproduktion hergestellt, wird diese neueste Fernlenkwaffe die Heimatverteidigung an Stelle der bemannten Jäger übernehmen. Der „Bluthund“ wird von vier Startraketen hochgetrieben, die ihm bereits eine Geschwindigkeit von 1600 km/st verleihen, ehe sein Staustrahltriebwerk vom Typ „Thor“ (siehe Seite 22) in der oberen Atmosphäre eine ungeheure Energie entwickelt. Er wird radargelenkt und läßt sich durch kein Manöver des gegnerischen Flugzeugs abschütteln, sondern reagiert sofort durch automatisch errechnete Kursänderung und bleibt daher stets mit der Nase auf der Radarfährte, um mit seiner verderbenbringenden Explosivkraft die Gefahr am Himmel wegzufegen.



Lesen Sie weiter
auf Seite 22/23

Aus Bonn kommt ein Alarmruf: Die Seehunde der Nordsee sind in Gefahr! Seit der letzten Zählung im Jahre 1939 haben sie um rund tausend Stück abgenommen, meldet Dr. Harry Frank, der Leiter der Bonner Forschungsstelle für Jagdkunde. Er stützt seine Behauptung auf untrügliche Unterlagen:

Das Hauptquartier der amerikanischen Luftwaffe in Wiesbaden hat dem Forscher Flugzeug und Piloten zur Verfügung gestellt, um die Seehundgründe vor der ostfriesischen Küste, zwischen Cuxhaven und Borkum, aus der Luft fotografieren zu lassen. Drei Tage lang flogen Leutnant Bockstahler und Sergeant Smith mit dem Hochdecker L-18 die vorher genau bezeichneten Seestrecken ab. Sie brachten prächtige Fotos mit nach Hause, denn die Tiere zeigen vor Flugzeugen wenig Furcht, wenn sie in dichtem Rudel auf den Sandbänken faulenzten.

Aber die Bilder widerlegten auch die optimistischen Berichte mancher Jäger, die davon sprachen, daß sich die Seehunde vermehrt hätten.

Der sonst jeder Gemütsaufwallung abholde Wissenschaftler brach in Begeisterungsrufe aus, als die Amerikaner die einmalige Fotoausbeute vor ihm auf den Tisch legten. Sofort machte er sich an die Auswertung und — zählte nur 905 Seehunde. Weitere tausend wurden vor der schleswig-holsteinischen Küste festgestellt.

Einen ähnlichen alarmierenden Bericht hat Dr. Frank von dem holländischen Zoologen Dr. A. C. V. van Bemmel erhalten. Dessen letzte Zählung hat ergeben, daß an der holländischen Küste nur noch 2200 Seehunde leben! Allein in den letzten zwei Jahren sind 45 Prozent abgeschossen worden. Das

Fortsetzung Seite 4

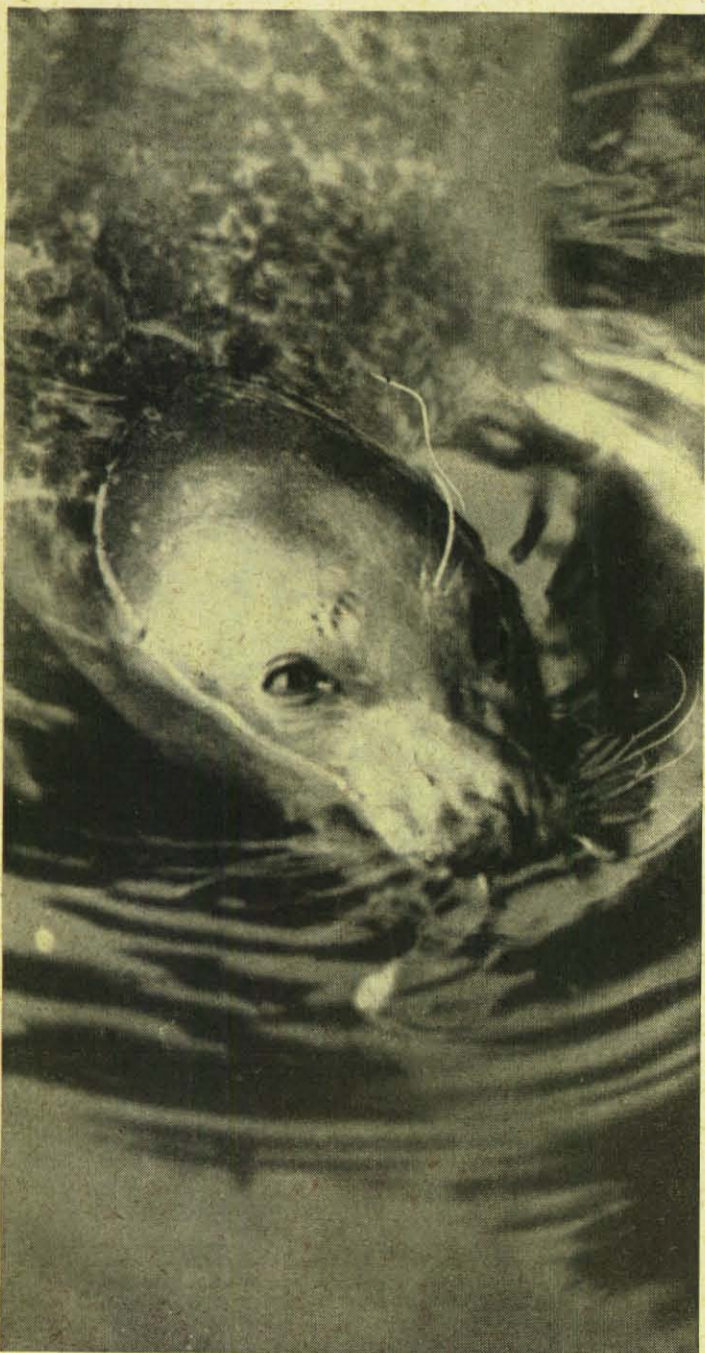


Vor einer großen Karte von Nordwestdeutschland machte Dr. Harry Frank, der Leiter der Forschungsstelle für Jagdkunde in Bonn, die Piloten der amerikanischen Luftwaffe mit ihrer Aufgabe vertraut.



Die Seehundsbänke vor Friesland, zwischen Borkum und Cuxhaven, waren das Ziel, das Leutnant C. E. Bockstahler und Sergeant Kenneth C. Smith, beide in New York City zu Hause, anfliegen.

Seehund-Tragödie vor Friesland



Als der Hochdecker ganz niedrig anfliegt, um das kleine Seehundrudel möglichst groß vor das Objektiv zu kriegen, kommt urplötzlich Leben in die sonst so träge daliegenden Tiere. Wie auf Kommando recken sie die Köpfe, und dann rutschen sie so schnell, wie die Flossen sie nur tragen — und das ist unheimlich fix —, der Brandung zu, um gleich darauf in der hochaufschäumenden Flut zu verschwinden. Im Wasser sind sie in ihrem Element, die Seehunde. Hier fühlen sie sich geborgen und sicher.

Die Silhouette der L-18 huscht über die Seehundsbänke, ohne daß sich die faul in der Sonne räkellenden Tiere diesmal durch das Motorengeräusch stören lassen. Nun, die Maschine fliegt auch viel höher als vorhin, und das Rudel ist größer. In Gesellschaft fühlt man sich stark und sicher. Die Seehunde kennen Flugzeuge sehr gut, weil täglich welche über sie hinwegbrausen. Sie wissen, daß die Stahlvögel harmlos sind, viel harmloser als die Menschen, vor denen sie auf der Hut sein müssen. Wie lange wohl noch?

Ein Seehund auf Wacht! Nur Nase und Augen ragen ein wenig aus dem Wasser. Bei den sich leise kräuselnden Wellen vermag ihn ein Feind kaum erkennen. Wenn Gefahr droht, stößt der „Wächter“ einen weithin schallenden Alarmruf aus, und die Herde bringt sich in Sicherheit. Es sind nur die Menschen, die die Nordseerobben zu fürchten haben. Denn an unseren Küsten gibt es kein Raubtier — wie etwa den Eisbären in den arktischen Gewässern —, das dem Seehund irgendwie gefährlich werden könnte.



SEEHUND-TRAGODIE

Fortsetzung von Seite 2

bedeutet, daß die einzigen Robben unserer Gewässer bald ausgestorben sind.

Was ist dagegen zu tun? Dr. Frank fordert zunächst, die Lebensbedingungen der Seehunde genauer zu erforschen. Denn darüber wissen wir erstaunlich wenig. Es ist nicht einmal bekannt, wie schnell und in welchem Umfange sie sich vermehren. Würde man darüber Bescheid, so könnte vielleicht ihr Verschwinden vom Erdball verhindert werden.

In den deutschen zoologischen Gärten ist es bisher nur einem, dem Leiter der Freigrotten in Bremerhaven, Hermann Junker, gelungen, Seehunde zu züchten und aufzuziehen und damit Einblick in ihre Lebensweise zu gewinnen. Am 8. Juli 1933 kam unter seiner Obhut der erste Seehund in Gefangenschaft zur Welt. In den Jahren 1935 bis 1939 folgten weitere.

Junker brauchte sich um Nahrung für die Seehundkinder nicht zu sorgen. In den Tiergrotten säugten die Mütter ihre Jungen selbst. Wie aber ist es, wenn ein junger Seehund ohne natürliche Mutter aufgezogen werden muß?

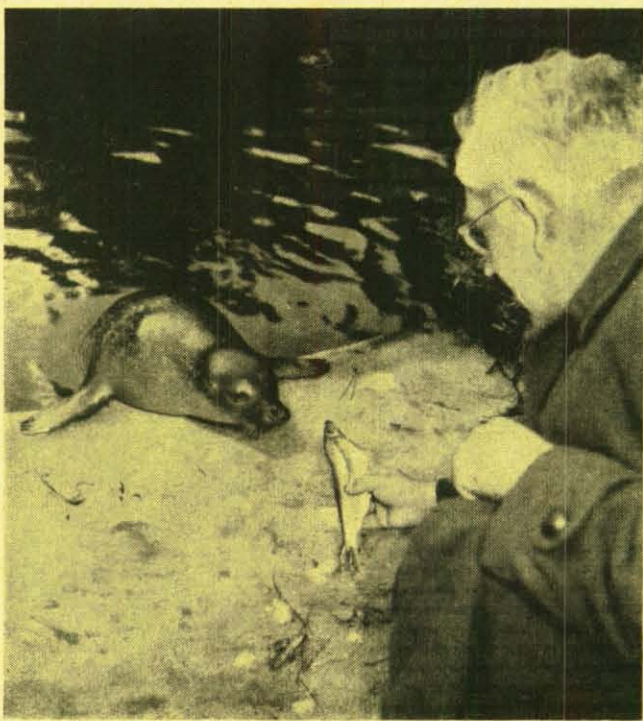
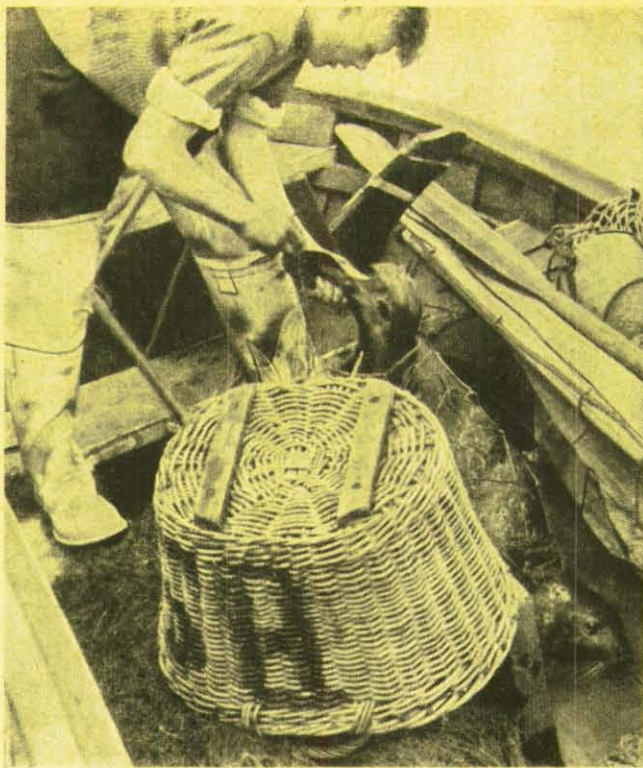
In jedem Jahr werden nämlich überall an der Nordseeküste, auch in Holland und in England, kleine, hilflose Seehundjunge, die Wind und Wellen von ihren Müttern getrennt haben, ans Land gespült oder von Fischern aufgenommen. „Heuler“ werden die einsamen und hungrigen Tiere genannt, weil sie in ihrer Verlassenheit jämmerliche Klageklänge ausstoßen.

Die Zahl dieser Heuler ist nicht klein. „99 Prozent gehen trotz aller Fürsorge ein!“ sagen Dr. Mariane und Dr. Hans-Erich Reineck von der Forschungsanstalt Senckenberg in Wilhelmshaven. Im vergangenen Jahr haben sie unter großen Mühen, aber mit wissenschaftlicher Genauigkeit einen Heuler aufgezogen. Schwierig war dabei allein die Ernährung. Die Zusammensetzung der Muttermilch für Seehundkinder ist schwer nachzuahmen. Die Kleinen müssen durch einen Schlauch künstlich gefüttert werden, weil sie nicht von selbst saugen oder fressen. Aber der Aufzuchtversuch ist geglückt. Die beiden Wissenschaftler glauben, daß man die „künstliche Seehundmilch“ noch natürlicher machen könnte.

Auf der Insel Texel im nördlichen Holland haben sich zwei andere Tierfreunde erfolgreich mit der Aufzucht versucht: Frau A. de Haan und ihr Landsmann Langeveld. Gegenwärtig beherbergen sie ein zwei Jahre altes Seehundweibchen, das an Land geschwemmt wurde, als es wenige Tage alt war. Wie schwer es aber selbst diesen beiden Fachleuten fällt, junge Seehunde über die Ernährungsklippe zu bringen, zeigte der Sommer 1956, in dem ihnen fünf kleine Heuler gebracht wurden, die sie vergeblich aufzupäpeln versuchten.

Gerade über unsere einheimische Tierwelt, die besonders von Industrialisierung und Verstädterung bedroht ist, wissen wir manches nicht. Elefanten, Nilpferde und Giraffen im Zoo aufzuziehen, macht heute keine Schwierigkeiten mehr. Seltsamerweise aber gelingt den Zooleuten selten die Aufzucht bei einheimischen Tieren wie den Seehunden! Wir sollten uns beeilen, diese Lücken im Wissen um die Tierwelt unserer Heimat auszufüllen, ehe es zu spät ist.

„Für Hagenbeck“, sagt Boje Severin aus Busum. Er hat als einziger von allen Robbenfängern die amtliche Erlaubnis, Seehunde mit Netzen zu fangen, und zwar für die deutschen zoologischen Gärten (oben). — „Seehundvater“ Dr. Frank kennzeichnet seit 1939 seine Schützlinge mit Metallmarken. Seit 1945 machen auch die Holländer mit. Grund: Man will endlich hinter den „Lebenswandel“ der Seehunde kommen (Mitte). — *Liebe geht durch den Magen.* Mit einem grünen Hering, viel, viel Geduld und Einfühlungsvermögen macht „der Doktor“ sogar die scheuen und vielgejagten Pelzrobber „menschlich“ und sogar recht zutraulich (unten).



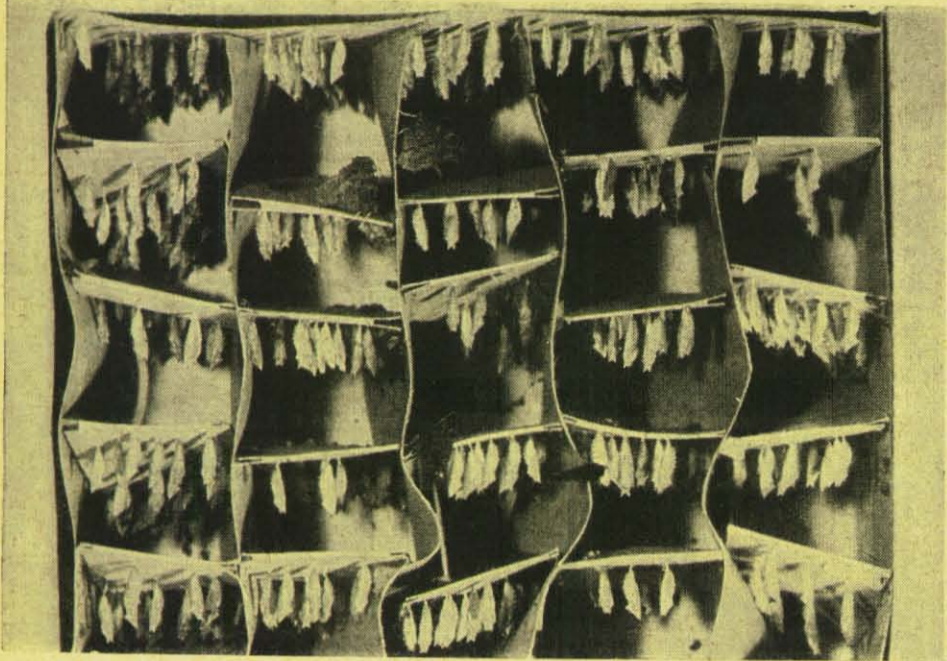
Schmetterlinge

Hochbetrieb im Museum Alexander König in Bonn. Man will dort, erstmalig in Deutschland, den Wanderungen der Schmetterlinge nachspüren. Den Auftrag dazu erteilte die Deutsche Forschungsgemeinschaft. — Daß Schmetterlinge, den Zugvögeln gleich, Wanderungen unternehmen, ist bekannt. Fliegen doch in jedem Frühjahr Tagpfauenaugen nach Finnland ein, die dort jedoch niemals überwintern. Außerdem wurden in Toronto (Kanada) markierte „Monarch“-Schmetterlinge viele tausend Kilometer weiter südlich in Santa Barbara (Kalifornien) festgestellt. Warum die zarten Falter diese weiten Reisen unternehmen, konnte bisher nicht geklärt werden. Auch über die biologische Bedeutung dieser Flüge vermag man noch nichts auszusagen, obwohl sich Arbeitsgemeinschaften in mehreren europäischen Ländern mit dieser interessanten Naturerscheinung befassen. Das Alexander-König-Museum hat sich nunmehr die Aufgabe gestellt, zunächst einmal Richtung und Entfernung der Flüge bestimmter Einzeltiere festzustellen. Die Wanderfalter Tagpfauenauge, Kohlweißling, Kleiner Fuchs und Admiral, die bei uns ziemlich häufig vorkommen, werden dabei besonders aufs Korn genommen. Farbflecke oder beschriftete Scheibchen kennzeichnen die Versuchsschmetterlinge, die zu Beginn einer Schönwetterperiode auf die Fahrt geschickt werden. Diese Versuche mit Wanderfaltern können aber nur dann zu dem gewünschten Erfolg führen, wenn die Bevölkerung mithilft. An alle ergeht darum die Bitte: Wer einen markierten Schmetterling sieht, möge das Museum in Bonn davon in Kenntnis setzen. Und wer gar einen dieser Falter einfängt, sollte ihn umgehend einsenden.



So wird das gemacht: Mit leichter Hand den farbtriefenden Korken gegen die Schmetterlingsflügel drücken — und die gewünschte Markierung ist da. Um auch kleine Scheiben aus Seidenpapier und hauchdünner Aluminiumfolie am Flügel befestigen zu können, bedarf es ganz winziger Stanzlöcher.

auf großer Fahrt



Das Geburtskiste der Tagpauenaugen ist eine einfache Kiste, die durch Pappstreifen in kleinere Fächer aufgeteilt wird. In diesen Fächern, den „Wochenstuben der Schmetterlinge“, sind jeweils eine entsprechende Anzahl walzenförmiger Puppen untergebracht. In der Zeit der Reife schlüpfen aus ihnen die jungen farbenprächtigen Falter.

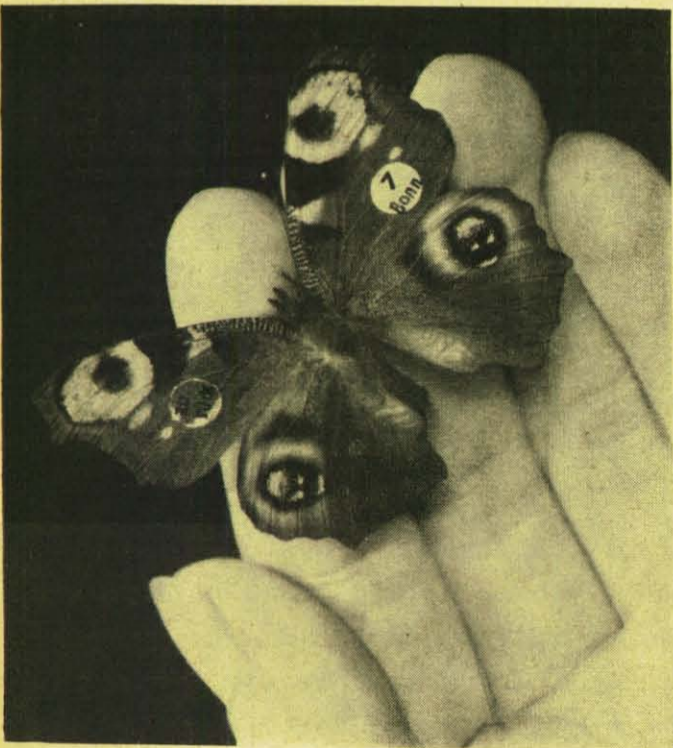
Schulkinder helfen forschen

„Herr Lehrer!“ ruft Helmut über den Schulhof. Und lauter noch wiederholt er: „Herr Lehrer, ich hab' was!“ Dann reißt er sich die Jacke von den Schultern und wirft sie, als sei er nicht mehr ganz gescheit, meinen die Mitschüler, über eine stachelige Distelstaude. „Was gib't denn?“ fragt der Lehrer. „Achtung!“ ist alles, was Helmut herausbringt. Vorsichtig hebt er die Jacke von der Staude, und nun sehen es alle: Auf der buschigen Distelblüte hockt ein „Kleiner Fuchs“, und er hat Scheibchen auf den Vorderflügeln! „Großartig!“ Der Lehrer ist begeistert. „Was habe ich euch in der letzten Naturkundestunde erzählt? Wer kann mir sagen, was wir nun mit diesem Schmetterling anfangen müssen?“ Die Schüler recken sich die Arme aus. Jeder möchte „drankommen“. Helmut aber legt den Schmetterling mitsamt der Blüte in ein Heft, notiert auf einem Zettel, wo, wann und bei welchen Wetter- und Windverhältnissen er auf den Falter stieß. Und nach der Schule schwingt er sich auf sein Rad. Sein Ziel ist das Alexander-König-Museum in Bonn. Dort will er seinen Fund vorschriftsmäßig abliefern.

Zur Parade angetreten! Kohlweißlinge vor dem Start zum großen Flug. Ihre Flügel sind farbig markiert: violett bei den Männchen, bei den Weibchen rot. Diese Kennzeichnung ist nötig, um die Falter als Versuchstiere aus der Menge der übrigen herauszuheben. Durch die bunten Flecken fallen sie auf. Eine Verwechslung mit anderen Schmetterlingen ist daher ziemlich ausgeschlossen. Auch im Fluge sind markierte Kohlweißlinge gut zu ermitteln.



Der glückliche Finder! In der Nähe von Niederdollendorf entdeckte Helmut einen markierten „Kleinen Fuchs“ und fing ihn ein. Da er in der Schule von dem Aufruf zur Mitarbeit an der Erforschung der Falter-Wanderflüge gehört hatte, wußte er, was zu tun war. Er radelte nach Bonn und lieferte dort seinen Fund zusammen mit der Blüte ab, auf der er den Falter gefunden hatte. Eine Fangprämie nimmt er mit strahlendem Gesicht entgegen.



Nun sitzen die Scheiben! „Zurück“ und „Bonn“ steht außer einer Zahl, die für die Registrierung des Abfluges erforderlich ist, darauf geschrieben. Daraus wird klar: wer den Falter fängt, soll ihn umgehend nach Bonn schaffen. Einzelheiten dazu verkünden außerdem verschiedene Aufrufe.



Sonnenschein ist Voraussetzung für den Falterflug, zumal Wärme die Flugleistung steigert. Die Schmetterlinge werden darum meist kurz vor einer angekündigten Schönwetterperiode ausgesetzt. Kleiner Fuchs, Kohlweißling, Tagpauenaugen und Admiral, die Wanderfalter unserer Breiten, sind für diese Flugversuche besonders geeignet. Wenn der Winter kommt, unterbrechen Kohlweißling und Kleiner Fuchs die Reise, aber geben sie nicht auf. In Scheunen und auf Dachböden suchen sie Schutz, um dann im Frühjahr ihren Flug mit neuem Mut und Ausdauer fortzusetzen.

Wernher von Braun

V-2-Konstrukteur will zum Mond fliegen

Der Reporter Daniel Lang hat den ehemaligen Chef der Peenemünder Versuchsstation, Wernher von Braun, der heute in Diensten der amerikanischen Armee steht, in seinem Heim aufgesucht. Der berühmte Raketen-spezialist erzählt von sich, seiner Einstellung zu seinem Beruf und von seinen Plänen: Aus Begeisterung für den Weltraumflug war Braun bereits mit 18 Jahren einem Verein für Raumschiffahrt beigetreten, der um 1930 am Rande Berlins selbstgebastelte Raketen erprobte. Ideen hatten die Raumpioniere genug, doch es fehlte ihnen Geld, ungeheuer viel Geld!

Im Frühjahr 1932 hielt eines Tages eine schwarze Limousine am Rande des Raketenflugplatzes, der drei Herren entstiegen, um sich den Abschluß einer Rakete anzusehen. „Sie waren in Zivil, doch Zivil eben, es war die Armee, die da angerückt kam“, erzählte Braun. Das war der eigentliche Beginn. Der Vertrag von Versailles hatte der Raketenforschung keine Fesseln angelegt, und die Armee war eifrig bemüht, wieder auf die Beine zu kommen. Wir machten uns darüber keine Gedanken. Ganz gleich wie, wir brauchten nur Geld, und die Armee schien gewillt, es springen zu lassen. Im Jahre 1932 an Krieg zu denken, schien uns absurd. Die Nazi waren ja noch nicht an die Macht. Die zukünftige Möglichkeit eines Mißbrauches unseres geistigen Kindes machte uns keine moralischen Skrupel. Unser Interesse galt einzig und allein der Eroberung des Weltraumes. Die einfache Frage für uns lautete, wie die goldene Kuh am meisten Milch geben könne. Und nach dem Auftauchen der schwarzen Limousine versorgte die goldene Kuh die Mitglieder des Vereines für Raumschiffahrt reichlich mit Ausrüstungsgegenständen, Versuchsgelände und tüchtigen Facharbeitern.“ Aus der Erzählung Brauns konnte ich schließen, daß er von der Armee als das Wunderkind der ganzen Gesellschaft betrachtet wurde. Das Christfest 1935 verbrachte er auf dem väterlichen Besitz in Schlesien und erwähnte dort einmal, daß er auf der Suche nach einem Küstenplatz sei, der für eine Versuchsstation geeignet sei. „Warum schaust du dir nicht Peenemünde an“, fragte ihn seine Mutter. „Großvater ist dort immer auf Entenjagd gegangen.“ Braun folgte ihrem Rat. „Es war Liebe auf den ersten Blick“, gestand er mir. „Wundervoll zum Segeln geeignet.“

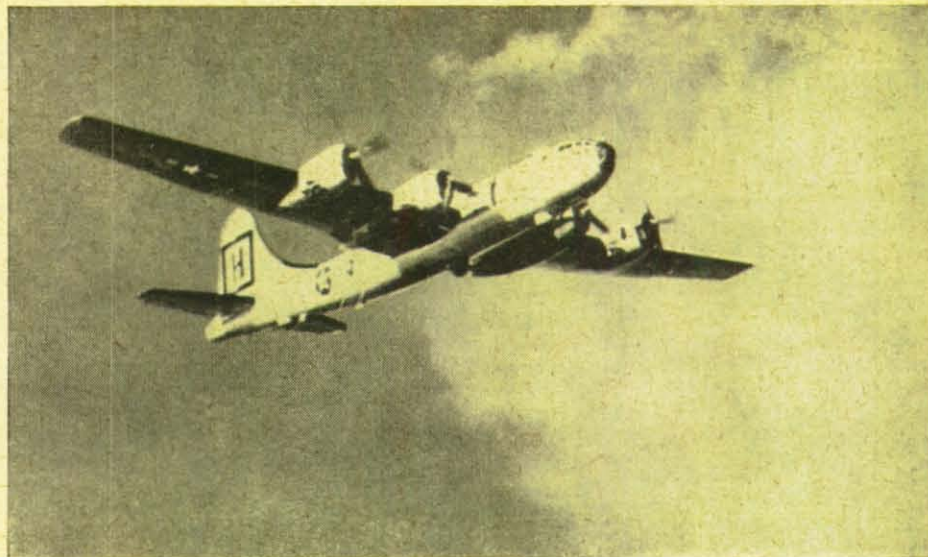
Als Hitler zur Macht gekommen, investierte er zwanzig Millionen Mark in Peenemünde und ordnete zur Beschleunigung des Ausbaues eine bevorzugte Zuteilung von Material und Arbeitskräften an. 1937 stand die Versuchsstation fertig da, und Braun, nunmehr als Zivilist der deutschen Artilleriewaffe bestellt, übernahm die technische Leitung. Sein nomineller Vorgesetzter war Generalmajor Walter Dornberger, selbst Physiker und Dr. phil., der sich schon lange für die Raketenforschung interessiert hatte und einer der drei Insassen der schwarzen Limousine gewesen war. (General Dornberger, ebenfalls ein „Büroklammer“-Findling, ist gegenwärtig bei der Bell Aircraft Company tätig.) Von Anbeginn an waren die Versuche auf die Entwicklung der V-2 eingestellt. „Eine ganze Reihe phantastischer Geschichten hat die V-2 als Teil eines teuflischen Planes, den Hitler gegen die City Londons geschmiedet, bezeichnet“, sagte Braun. „Die wirkliche Geschichte ist aber viel weniger finster und dramatisch. Eines Tages, ungefähr ein Jahr vor der Eröffnung Peenemünder, meinte Dornberger zu mir: „Das Artilleriekommando erwartet, daß wir eine Waffe herstellen, die imstande ist, ein großes Geschöß auf eine weitaus

größere Distanz zu befördern als die gewöhnliche Reichweite der Artillerie. Wir können kaum damit rechnen, unseren Betrieb weiterführen zu dürfen, wenn wir nichts anderes machen, als Versuchsraketen abfeuern.“

Braun fuhr mit der Geschichte Peenemünder fort. Als die Nazi gegen Polen marschierten, wurde die Luftwaffe Hitlers Schoßkind, und sein Interesse an gelenkten Raketen erlahmte. Peenemünder Vorrang wurde immer mehr beschnitten. Die Freistellung von Technikern wurde vom Militär nicht mehr verlängert, sie wurden als Infanteristen verwendet. Im Frühsommer 1942 meldeten sich Dornberger und von Braun bei Hitler in dessen ostpreußischem Hauptquartier. Sie suchten ihn davon zu überzeugen, daß in Hinblick auf das Nachlassen der Luftwaffe gelenkte Raketen die beste Angriffswaffe für Deutschland wäre. „Wir hätten kein Glück“, erzählte Braun. „Am nächsten Morgen wurde uns der Bescheid gegeben, daß der Führer in der Nacht geträumt habe, unsere Raketen würden nicht funktionieren.“ Am 3. Oktober 1942 gelang in Peenemünde der Start einer Rakete, oder ein Schuß, wie Braun es nannte, so glänzend, daß Dornberger aufgeregt ausrief: „An diesem Nachmittag wurde das Raumschiff geboren!“ Weitere Abschüsse ließen das Beste erhoffen, und so unternahm im Juli 1943 der General und Braun ihre zweite Pilgerfahrt nach Ostpreußen. „Der Führer sah gealtert aus, er trug zum erstenmal Brillen“, erinnerte sich Braun. „Doch als er von unseren Erfolgen hörte, leuchtete sein Antlitz vor Begeisterung. Er widerrief seinen Traum.“

Hitlers Enthusiasmus machte ihnen beinahe ebenso viele Umstände wie seine frühere Gleichgültigkeit. Ein Schwarm von Offiziellen überließ Peenemünde und wollte unbedingt wissen, wie rasch die Massenproduktion der V-2 anlaufen könne. Braun beteuerte, daß seine Raketen sich noch im Experimentierstadium befänden, doch Hitlers Generale es nicht erwarten. Von der Station an der Ostsee festigte sich immer mehr der Ruf als Hitlers Lieblingskind, so daß im Februar 1944 Heinrich Himmler, der Gestapo-Chef, Braun mit dem Vorschlag kam, Peenemünde unter die Fittiche der SS zu nehmen. „Er versicherte mir, daß ihm Hitlers Tür jederzeit offenstehe“, sagte Braun, „und daß ich bei einem Zusammengehen mit ihm niemals dem Amtsschimmel begegnen würde, der bei der Armee stets die Arbeit begabter Erfinder zu behindern pflege.“ Braun ließ Himmler nicht im Zweifel, daß er General Dornberger besonders verehere und daß im übrigen die Massenproduktion durch technische Probleme und nicht durch den Amtsschimmel verzögert werde. Himmler war über diese Antwort augenscheinlich verärgert, denn drei Wochen später wurde Braun um zwei Uhr morgens von drei Gestapoleuten geweckt, nach Stettin gebracht und ins Gefängnis gesteckt. Dort wurde er zwei Wochen festgehalten, während welcher eine ganze Reihe von Unter-

Fortsetzung Seite 8



Je drei Superfestungen vom Typ B 29 führten am 6. und 8. August 1945 die Atombombenangriffe auf Hiroshima und Nagasaki aus. Nach einem gemeinsamen Start vom Einsatzhafen Tinian (Guam) flogen die Maschinen getrennt und trafen über Japan wieder zusammen. Zwei der Flugzeuge gaben dem dritten mit der todbringenden Last Geleit-

Der große Versuch

Die fieberhaften Anstrengungen in den Atombombenwerkstätten Amerikas näherten sich im Frühjahr 1945 ihrem Ziel. Im Mai mußte das geschlagene Deutschland der Bedingungslos der Waffen strecken. Der Krieg gegen Japan dauerte an.

Die vielen tausend Arbeiter in Oak Ridge und Hanford wußten nicht, an welchem Unternehmen sie teilnahmen. Auf die Frage, was sie tun, antworteten sie: „Wir machen die Stunde einen Dollar achtundzwanzig.“ Manche munkelten, es würden Todesstrahlen fabriziert. Der Witz kam in Umlauf, ein chemisches Produkt würde hergestellt, um Neger in Weiße zu verwandeln, was Neger in Weiße zu Mrs. Eleanor Roosevelt, der Gattin des Präsidenten sei.

In Los Alamos, dem auf einem öden Hochplateau in Texas gelegenen wissenschaftlichen Zentrum des Atombombenprojektes, merkten die Frauen im Frühjahr 1945 an einer inneren Unruhe ihrer Männer, daß aufregende Ereignisse vor der Tür standen. Für den Punkt und die Minute Null wurde ein Versuchsgelände gesucht. Die Wahl fiel auf das riesige Flugfeld von Alamogordo, das 32 km von Los Alamos entfernt, weitab von der nächsten Ortschaft in einer Wüste liegt. Das Gelände heißt „Jornada del Muerto“ — Reise des Toten. Nach der Tüte der ersten Atombombe verließen 300 Wissenschaftler und ebenso viele Militärs in zwei Karawanen am 12. und 13. Juli Los Alamos. Tage zuvor war in mitten des Versuchsfeldes auf einem hohen stählernen Turm probeweise eine mit gewöhnlichem Sprengstoff gefüllte Bombe angebracht worden. Blitze hatten sie hinweggefegt. Eine unheimliche Warnung der Natur, vorsichtig zu sein. In der Nacht zum 13. Juli wurden die einzelnen Teile der Atombombe in einem alten Gehöft zusammengesetzt. Nach Tagesanbruch wurde sie auf den Stahlurm gehievt. Drei Physiker hielten bis in die entscheidende Nacht des 15. Juli oben auf der Plattform Wache. Im Schein der Blitze zeichneten sich

die Umrisse der Männer gegen den nächtlichen Himmel ab.

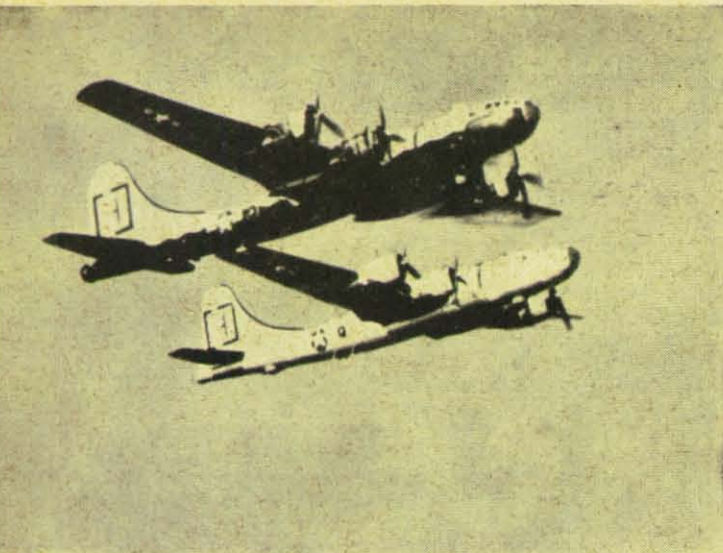
Unzählige Kameras, Geräte zum Messen der Dichtigkeit und der Strahlung waren aufgestellt. 800 Kilometer Kabel verbanden die Instrumente mit den bombensicheren Unterständen. Nervös erwarteten in ihnen die Wissenschaftler und Militärs 15 Kilometer vom Punkt Null entfernt die Minute Null.

Aus einem immer finsterner werdenen Himmel strömte Regen, der Schofen Blitze. George Groves, der Chef des Atombombenprojektes, und Oppenheimer, der wissenschaftliche Leiter, beratschlagten, ob die Detonation wegen des stürmischen Unwetters verschoben werden sollte. Immer wieder traten die beiden Männer ungeduldig aus ihrem Unterstand heraus und suchten über sich nach Sternen. Ein Flugzeug, das aufsteigen sollte, um die Wetterlage nochmals zu überprüfen, konnte bei dem Sturm nicht starten.

Schließlich beraumten Groves und Oppenheimer die Minute Null auf 5.30 Uhr morgens an.

In den Unterständen setzte das mechanische Durchgegebene Zeitzeichen ein. Die Spannung wurde unerträglich. „Minus dreißig...“ „Minus neunundzwanzig...“ Würde die Bombe, die nie zuvor erprobt war, ein Blindgänger sein? „Minus sechszwanzig“... Vielleicht konnte sich wider alle Vermutungen in der Atmosphäre ungehindert eine Kettenreaktion ausbreiten und die Erde untergehen... „Minus zwei“... Blitze flammten am Himmel, schwarze Donner rollte über die öde Steppe... „Minus eins“... Ein kurzer Sirenton — die Minute Null! Ein Feuerball von ungeheurer Lichtwirkung schoß empor, änderte seine Färbung vom tiefen Purpur bis zum Orange, wurde größer und größer: Urkräfte, die nach Billionen von Jahren aus ihren Fesseln befreit wurden. Es war, als ob die Erde geborsten wäre und der Himmel sich aufgetan hätte. Oppenheimer hatte sich im Kontrollstand an einen Pfosten geklammert. Durch den Kopf schoß ihm ein heiliger Gesang der Hindus: „Wenn das Licht von tausend Sonnen, am Himmel plötz-

Ein riesiger greller Feuerschein stieg über der Wüste von Alamogordo zum Himmel. Noch standen die Wissenschaftler unter dem gewaltigen Eindruck des ersten Atombombenversuchs, als die furchtbare Waffe auch schon gegen ein fast geschlagenes Japan eingesetzt wurde. Die völlige Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki beendete den zweiten Weltkrieg.



schutz. Die Bombe wurde erst während des Fluges durch Zusammen-
setzen einzelner Teile explosiv gemacht. Denn immer wieder war es
auf Tinian passiert, daß schwerbeladene Maschinen am Ende der
kurzen Startbahn zerschellten und ihre explosive Last detonierte.

Die beiden Atombombenschützen des letzten Weltkrieges: Major T. Ferebee (links) warf die
erste Atombombe über Hiroshima, Hauptmann K. Beahan die zweite über Nagasaki ab. In dem Augenblick, als
die Städte in das Fadenkreuz ihrer Zielgeräte rückten, schoben sie einen Hebel hoch. Wie ungezählte andere
Soldaten führten diese beiden Männer einen Befehl aus, einen Befehl, wie er folgenschwerer nicht sein konnte.

lich brach hervor zu gleicher Zeit —
das wäre gleich dem Glanze dieses
Herrlichen ..."

„Drei-
zig Sekunden nach der Explo-
sion“, so schildert ein Augenzeuge,
„fegte die Druckwelle heran. Fast un-
mittelbar folgte ihr ein gewaltiges,
furchtbares Donnern, das an den Jüng-
sten Tag gemahnte und fühlen ließ, daß
es eine Gotteslästerung von uns win-
zigen Wesen war, den Versuch zu ma-
chen, uns mit Kräften abzugeben, die
bis dahin nur der Allmächtige regier-
te.“

Die riesige Feuer- und Rauchsäule
stieg bis auf 12 000 m in den Himmel
empor. Zwei kurze Sirenenzeichen
zeigten das Ende der Gefahr an. Blei-
gepanzerte Sherman-Panzer, die als
fahrbare Labors eingerichtet waren,
brachten einige Wissenschaftler, unter
ihnen Fermi, zur Detonationsstelle. Der
Stahlurm war in sich zusammenge-
knickt. Der Wüstensand rund 400 m um
den Punkt Null zu einer grünlichen
Quarkruste verschmolzen. Im weite-
ren Umkreis war der Boden völlig aus-
gedörrt und rissig.

In 300 km weit entfernten Ortschaf-
ten waren der Feuerschein und die
Druckwelle bemerkt worden. Die einen
glaubten an einen Meteor, die anderen
an ein Flugzeugunglück. Aus Sicher-
heitsgründen gab der Pressechef des
„Manhattan-District“ eine irreführen-
de Falschmeldung an die Presse: „In
der Nähe von Alamogordo ist ein Mu-
nitionslager explodiert. Menschenle-
ben sind nicht zu beklagen.“

Wenige Stunden nach der Minute
Null überreichte ein Adjutant dem
Präsidenten Truman im Königlichen
Palais zu Potsdam die Depesche: „Ge-
burt der Kinder zufriedenstellend ver-
laufen.“

Letzte Entscheidungen

Bereits einige Monate vor der er-
sten Versuchsexplosion wurde von
amerikanischen Regierungsvertretern
und Wissenschaftlern ein Ausschuß ge-
bildet, der den Präsidenten der USA

in allen Fragen einer Anwendung von
Atombomben beraten sollte. Durch die
Absichten der Militärs und Politiker
alarmiert, verfaßte der Physiker Leo
Szilard, der als erster aus Furcht vor
Hitlers Atombombe für den Bau der
Waffe eingetreten war, ein propheti-
sches Memorandum. In ihm sprach er
die Befürchtung aus, daß nach Kriegs-
ende ein Wettrennen zwischen Amerika
und Rußland einsetzen werde, und er
warnte aus militärpolitischen Grün-
den vor einer Anwendung der Bombe.
Das an den Präsidenten Roosevelt per-
sönlich gerichtete Memorandum er-
reichte diesen wenige Tage vor sei-
nem Tod.

Am 1. Juni empfahl der amtliche
Ausschuß dem neuen Präsidenten Har-
ry Truman: 1. Die Bombe so bald wie
möglich einzusetzen, 2. sie auf ein Ziel
abzuwerfen, das militärisch wichtig
und von Häusern und Gebäuden um-
geben sei, die höchst schadempfind-
lich wären, und 3. solle die neue Waffe
ohne besondere Warnung bezüglich
ihres Charakters angewandt werden.

Nachdem Deutschland geschlagen
war, befürchteten führende Kreise
in Amerika, Rußland werde in das fern-
östliche Kriegsgeschehen eingreifen,
um sich noch schnell die Mandchurei
hinzuzuerobern. Insofern lag den west-
lichen Alliierten daran, Japan mög-
lichst schnell niederzuwerfen.

Der amerikanische Kriegsminister
Stimson erklärte dem Präsidenten, daß
der Abwurf von Atombomben den Krieg
abkürzen und bei der Zähigkeit der
Japaner viele Millionen Menschenop-
fer ersparen könne. Ein Ultimatum sol-
le an Japan gerichtet werden. Würde
es abgelehnt, sollten die neuen Bomben
unverzüglich eingesetzt werden.

Als Truman auf der Potsdamer Kon-
ferenz die Nachricht vom Erfolg des
Atombombenversuches erhielt, weihte
er sogleich Churchill ein. Seine Ant-
wort: „Jetzt brauchen wir die Russen
nicht mehr!“ Am 24. Juli eröffnete
Churchill Truman, Stalin habe ihm am
Abend vorher versichert, Rußland wer-
de am 8. August seinen Angriff auf Ja-
pan eröffnen. Am gleichen Tag, an dem

Truman von dieser Absicht Stalins er-
fuhr, gab er den Befehl: „Die Sonder-
gruppe B 509 der 20. Luftflotte wird ihre
erste Spezialbombe, sowie das Wetter
nach dem dritten August Bombardie-
rung bei guter Sicht zuläßt, auf eines
der vorgesehenen Ziele abwerfen: Hi-
roshima, Kokura, Nagasaki oder Niiga-
ta ...“

Wenig später bemerkte Truman ganz
nebenbei an Stalin gewandt, Amerika
verfüge jetzt über ein Kampfmittel von
außergewöhnlicher Zerstörungskraft.
Stalin nahm kaum Notiz davon. War er
durch seinen Spionagedienst schon
längst informiert? Der russische Dik-
tator bemerkte nun seinerseits nebenbei,
daß die Japaner über Moskau Frie-
densfühler auszustreuen versuchten,
was aber kaum ernst zu nehmen sei.

Zwei Tage später wurde das an Ja-
pan gerichtete amerikanische Ultima-
tum veröffentlicht. Die ursprünglich
vorgesehene, entgegenkommende Ver-
sicherung, daß das Kaisertum erhalten
bliebe, war gestrichen. Völlige Ver-
nichtung wurde angedroht, ohne je-
doch die neue Waffe zu erwähnen. Als
Truman einige Tage danach die Über-
setzung einer halbamtlichen japani-
schen Verlautbarung vorgelegt wurde,
aus der hervorging, die japanische Re-
gierung „ignoriere“ das Ultimatum,
sah er keinen Grund, den bereits er-
teilten Befehl zum Einsatz der Bombe
zu widerrufen.

In der Nacht zum 5. August starteten
von Tinian (Guam) drei Maschinen Typ
B 29. Die mittlere Maschine (Enola Gay)
trug in ihrem Rumpf die neue Waffe.
Hiroshima war das Ziel. Mitten über
der Stadt, genau um 9.15 Uhr öffnete
der Bombenschütze, Major Ferebee,
den Schacht. Der Flughafen Tinian fing
den Funkspruch auf: „Einsatz erfolg-
reich“. Erst nach zwei Tagen waren
Rauch- und Staubwolken über der ge-
troffenen Stadt so weit verzogen, daß
Flugaufnahmen gemacht werden konn-
ten. Sie zeigten eine völlige Zerstörung
Hiroshimas.

Am 9. August starteten erneut drei
Bomber. Die mittlere Maschine (Great
Artist) trug wieder eine Atombombe.
Ziel Nagasaki.

Am gleichen Tag marschierten die
russischen Truppen in der Mandchurei
ein. Drei Tage später kapitulierte Ja-
pan.

Hiroshima ... ein Irrtum?

Wenn Kazuo Kawai, der ehemalige
Redakteur des einflußreichen Tokioer
Blattes „Nippon Times“ recht hat, sind
Hiroshima und Nagasaki einem tragi-
schen Irrtum, einem Übersetzungsfeh-
ler zum Opfer gefallen.

Japan wollte Frieden und versuchte
das „neutrale“ Rußland als Vermittler
zu gewinnen. Nach einigen erfolglosen
Vorstößen beim Gesandten Malinkin
schickte der japanische Kaiser am 12.
Juli den Fürsten Konoye mit persönli-
cher Botschaft zu Stalin und seinem
Außenminister Molotow. Doch beide
ließen sich nicht sprechen, entschuldig-
ten sich mit den Vorbereitungen
zur Potsdamer Konferenz. Als am 26.
Juli das Potsdamer Ultimatum in Japan
durch Radio aufgefangen wurde, hielt
der Kaiser es für annehmbar. Nach
einer heftigen Sitzung stimmte ihm das
Kabinett zu. Die Potsdamer Erklärung
lag jedoch noch nicht schriftlich vor.
So sollte der Ministerpräsident gegen-
über der Presse, um das Volk auf das
Unfaßbare vorzubereiten, zunächst
noch eine abwartende Haltung einneh-
men. Er gebrauchte in Bezug auf das
Ultimatum den Ausdruck „Mokusatsu“.
Im westlichen Sprachgebrauch gibt es
dafür keine exakte Wiedergabe. Es
kann „ignorieren“ und auch „sich
eines Kommentars enthalten“ bedeuten.
In letzterem Falle hätte angenom-
men werden müssen, daß über das Ul-
timatum noch beraten würde. Doch der
amtliche Übersetzer der Nachrichten-
agentur Domei brauchte das falsche
Wort, übersetzte mit „ignorieren“. Das
aber hieß, daß das Ultimatum von Ja-
pan ohne jegliche Prüfung abgelehnt
würde. Dementsprechend handelte
Truman. Wenn der japanische Redak-
teur recht hat, dann wurden Hiroshima
und Nagasaki, dann wurden viele tau-
send Menschen das Opfer einer unzu-
treffenden Übersetzung.

(Fortsetzung folgt)

LICHT VON TAUSEND SONNEN

8. Folge unserer Serie: Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

Marc Foucault:

Die Vision vom Jüngsten Tag

Rätselhafte Gestalten starren durch das gläserne Rund eines Riesenfernrohrs. Es sind, so will es die Phantasie des französischen Zeichners Marc Foucault, Marsmenschen, Astronomen! Sie haben eine Veränderung am Himmel entdeckt: Der Stern wird aus seiner Bahn geschleudert, beginnt vor ihren übergroßen Augen zu glühen und wird von einer gigantischen Detonation in zwei Hälften zerrissen. Auf dem viereckigen Bildschirm eines Ultra-Fernsehgerätes, das Einzelheiten dieser Weltraumkatastrophe „heranholt“, erscheint ein schwarzer Schatten, der wie von einer Riesenhand gepackt und zerknickt im Feuerwirbel zusammenstürzt: der Eiffelturm. Der Jüngste Tag ist da, das Ende der Welt, beschworen durch die von menschlicher Vermessenheit entfesselte Atomkraft.

Ist ein solches „thermonukleares Weltende“ möglich? Diese Frage wurde erstmals 1942 in dem amerikanischen Atomforschungszentrum Beckerley gestellt. Die Uranspaltungsbombe war — wenigstens in der Theorie — so gut wie fertig. Nun sollten die wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Verschmelzung von Wasserstoffatomen geschaffen werden. Dieser Vorgang „befreit“ Energiemengen, die viel gewaltiger sind als die bei der Spaltung von Uran entwickelten Kräfte. Den Physikern, denen diese Aufgabe zugefallen war, war nicht wohl bei der Sache. Könnte — so fragten sie — durch diese Fusion (Vereinigung) nicht eine unaufhaltsame Kettenreaktion ausgelöst werden? Dann würde der Erdball verglühen . . .

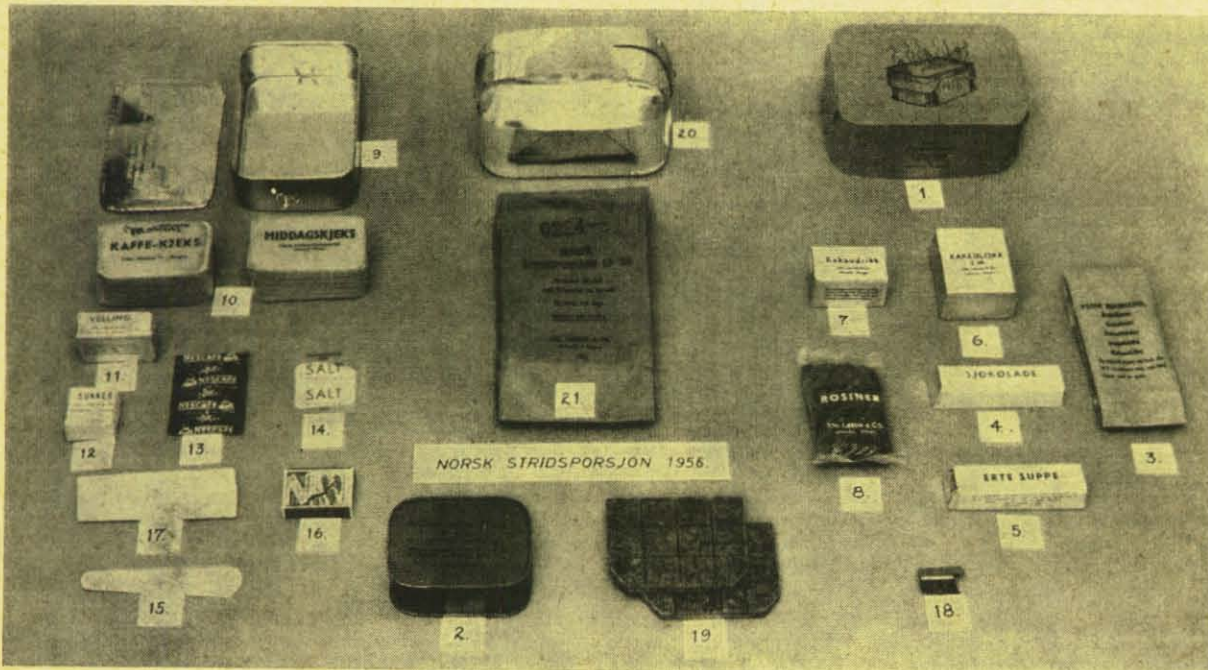
Drei Wissenschaftler bedachten und berechneten diesen „Fall“. Das entscheidende Nein sprach der Physiker Gregory Breit, bekannt durch seinen Scharfsinn, seine unbestechliche Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Die Praxis der Atombombenversuche hat inzwischen bewiesen, daß er richtig gerechnet hat, daß seine These stimmt: „Ein unvorhergesehenes Übergreifen der in einer thermonuklearen Bombe ausgelösten Reaktionen auf die leichten Elemente, aus denen der Erdball zusammengesetzt ist, ist unmöglich. Ein solcher Vorgang widerspricht den grundlegenden Naturgesetzen.“

Und so verwandelt sich — wie manche unserer Atomängste — die erschreckende Vision des Zeichners vor den Ergebnissen der exakten Forschung in ein Märchen.

Das ist im Letzten doch wieder beruhigend.



Norwegens Katastrophenpackung



Norwegen macht gewaltige Anstrengungen, um seinen Zivilschutz den Erfordernissen des Atomzeitalters anzupassen. Um sicherzustellen, daß die Bevölkerung bei Katastrophen und in Kriegszeiten überlebt, ließ die Regierung eine sogenannte „Katastrophenration“ zusammenstellen, von der zur Zeit schon mehr als eine halbe Million Pakete, witterungs- und strahlensicher verpackt, gelagert werden. Diese Packung, die unser Bild zeigt, setzt sich zusammen aus:

1. einer Schutzschachtel mit aufgedruckter Gebrauchsanweisung, die sich auseinandergeklappt als Kochunterlage benutzen läßt;
2. einer Büchse mit Erbsen, Speck und Fleisch für die Hauptmahlzeit;
3. einem Papiersack mit den Beilagen 4 bis 7: Schokolade, Kakao, Zwieback und (18.) einem Büchsenöffner;
4. Dörrfrüchten;
5. einer weiteren Büchse, die geöffnet mit seitlich hochklappbaren Henkeln als Kochgeschirr dienen soll und die Beilagen 10, bis 17 enthält: zwei Pakete Kekes, einen Haferbreiblock, Zucker, Kaffee, Salz, Serviette, Holzlöffel und Zündhölzer;
6. einem für sechs Liter Wasser ausreichenden, fast rauchlosen Brennstoff, hergestellt aus Holzabfallprodukten;
7. dem Kochgeschirr, bestehend aus einer dünnen Metallfolie, dessen Innenteile als Träger eingebogen werden, wobei gleichzeitig die Öffnungen für die Sauerstoffzufuhr frei werden;
8. der Schutzhülle der Packung, einem starken Papiersack, der zum Wasserholen verwendet oder auch mit Schnee gefüllt werden kann.

Zwei Mann, ein Schwein

Tatsachenbericht
von Werner Kortwich

und die Nacht von Paris

Copyright: NF-Film

Schluß

Als Martin sechsmal erfolglos geklopft hatte, wandte er sich ratlos an Grandgil.

„Was nun?“ fragte er.

„Das sage ich auch!“ meinte Grandgil.

„Du immer mit deinen Redensarten!“ rief Martin erbittert und trat mit dem Fuß gegen die Tür.

„Mach' lieber nicht so viel Lärm!“ warnte Grandgil.

„Ach was!“ rief Martin und trat wieder.

„Ich glaube, wir ziehen besser wieder ab“, überlegte Grandgil.

„Ich denke gar nicht daran! Soll ich dieses verfluchte Schwein noch weiter schleppen?! Machen Sie auf, Marchandot!“ schrie Martin jetzt richtig. Und noch einmal, noch lauter: „Mar — chan — dot!“

„Hände hoch!“ rief eine scharfe Kommandostimme hinter ihnen.

Sie fuhren herum. Eine Patrouille der deutschen Feldpolizei war von irgendwoher aus dem Dunkel getreten und stand nur noch zehn Schritte von ihnen entfernt — Pistolen schußbereit.

Grandgil und Martin hobten die Arme. Der Offizier trat näher.

„Was haben Sie in den Koffern?“ fragte er.

„Nichts — eh — Pro — Proviant —“ fing Martin an zu stottern.

„Wir werden es sehen! Los — vorwärts! Die Koffer mitnehmen!“ befahl er, als Martin und Grandgil sich ohne die Koffer in Bewegung setzen wollten.

*

Auf einem Polizei-Revier mußten sie warten, bis sie zur Sammelstelle der Feldpolizei gebracht wurden. Mit ihnen die bisherige Ernte dieser Nacht, Schwarzhändler, Zuhälter, Dirnen, Betrunkene — die Feldpolizei war nicht wählerisch.

Martin saß stumm, wie vor den Kopf geschlagen. Grandgil zog einen Skizzenblock hervor und zeichnete mit schnellen Strichen, was er sah. Auf einem großen Lastwagen wurden sie in die Zentrale der Feldpolizei gebracht, einem alten Schloß, mußten ihre Ausweise abgeben und wieder warten.

„Alle, die keine Arbeit nachweisen können, kommen als Arbeiter nach Deutschland“, sagte ein Mann mit Wildlederschuh.

„Hast du's gehört?“ fragte Martin leise.

„Abwarten! Laß mich reden!“ versetzte Grandgil.

„Du wirst es schon schaffen!“ sagte Martin bitter. „Ohne dich wäre mir das nie passiert!“

Ein Feldwebel trat in die Tür und schrie dreimal lauter als nötig: „Grandgil und Martin!“

Sie gingen zu ihm.

„Mitkommen!“ befahl er und ging mit ihnen in ein Zimmer, in dem an einem Schreibtisch ein Major mit Monokel saß.

„Grandgil?“ fragte der Major.

„Ja“, sagte Grandgil.

„Der Kunstmaler Grandgil?“

„Ja!“

Der Major strahlte liebenswürdig, stand auf und reichte Grandgil die Hand. „Ihr Name fiel mir in der Liste auf — ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen, Herr Grandgil!“

„Obwohl dieser Ort für erfreuliche Bekanntschaften recht ungewöhnlich ist“, lachte Grandgil.

Der Major lachte auch. „Da haben Sie recht! Aber Krieg ist nun mal Krieg! Wissen Sie, woher ich Sie dem Namen nach kenne? Ein Vetter von mir, in Köln, besitzt ein Werk von Ihnen, weiblicher Akt, auf das er sehr stolz ist.“

„Zu schmeichelhaft!“

„Wir sind alle große Kunstfreunde! Und deshalb wollte ich Ihre — hm — Verhaftung persönlich erledigen“, lächelt der Major liebenswürdig. „Wollen Sie jetzt Stilleben malen?“

„Wieso?“ fragte Grandgil überrascht.

„Ich dachte — weil Sie das Schwein in den Koffern hatten —“

„Ach so — das auch — ja — Stilleben!“ sagte Grandgil, schnell gefaßt.

„Das Schwein stammt übrigens von meiner Besetzung in Barbizon.“

„Barbizon!“ sagte der Major interessiert. „Das ist doch die berühmte Malerkolonie?“

„Ja. Und um ehrlich zu sein: ich brauchte den Kopf für ein Stilleben, und da das arme Schwein nun einmal geschlachtet werden mußte, wollte ich den Rest als kleinen Zuschuß für mich und meine Freunde verwenden.“

„Rest ist gut!“ lachte der Major. „Es sind ungefähr zwei Zentner!“

„Ich habe auch viele Freunde!“

Sie lachten sich beide verständnisvoll an. Auch Martin grinste. Ihm schien, daß die Sache einen guten Verlauf nehmen würde.

„Ist der Herr auch Maler?“ fragte der Major mit einem Blick zu Martin.

„Wie war der Name?“

„Martin, Marcel.“

In diesem Augenblick läutete das Telefon. Der Major wandte sich ab und sprach, appearing mit einem Vorgesetzten. Dabei suchte er in einem Stapel von Ausweisen, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen.

„Es sieht nicht schlecht aus — wie?“ flüsterte Martin Grandgil zu.

„Wenn du mich reden läßt und nicht dazwischen quatschst!“ flüsterte Grandgil zurück.

„Nur, wenn ich gefragt werde!“

Der Major beendete sein Gespräch, hielt einen Ausweis in der Hand und fragte: „Martin, Marcel — Beruf, Taxischaffner — immer noch? Oder was machen Sie jetzt?“

„Ich — eh — ich fahre —“ stotterte Martin.

„Hoffentlich sind Sie nicht arbeitslos?“ fragte der Major und war ernst geworden.

Plötzlich schwitzte Martin vor Angst und war so blaß, als ob er kein Schnapsglas voll Blut mehr im Körper hatte. Er wollte wieder zu stottern anfangen, doch Grandgil kam ihm zuvor:

„Martin arbeitslos? Der hat in seinem Leben noch nicht so viel arbeiten müssen, wie jetzt! Er ist sozusagen mein Bevollmächtigter, Sekretär, Inspektor und — vor allen Dingen — mein Modell! Sehen Sie ihn sich mal genau an, Herr Major — wenn Sie Kunstverständnis haben — ist das nicht ein Gesicht, das Bände spricht? Also von arbeitslos keine Spur! Ich wüßte nicht, wie ich ohne Martin fertig werden sollte!“

Ehe der Major antworten konnte, trat ein Unteroffizier ein und meldete: „Der Herr Kommandant bittet Herrn Major, sofort zu kommen!“ Der Major stand auf. „Gut, Herr Grandgil — ich werde Ihnen mal glauben — weil Sie es sind! Entschuldigen Sie mich jetzt bitte!“ Er ließ Martins Ausweis auf die übrigen fallen und ging schnell hinaus. Draußen fiel ihm etwas ein, und er sagte zu dem Unteroffizier: „Bringen Sie die beiden wieder in den Saal zurück!“

„Du bist doch ein anständiger Kerl!“ sagte Martin, als sie wieder im Saal saßen.

„War ich immer!“ Grandgil grinste.

„Ob wir das Schwein wieder kriegen?“

„Da verlangst du, glaube ich, zu viel. Die essen auch gern Schweinefleisch.“

*

Es war Martins Pech, daß die Widerstandskämpfer ausgerechnet in dieser

Nacht einen Terrorakt verübt hatten. Die Kommandantur kochte vor Eifer. Der Major war zu seinem Kommandanten gegangen, und gleich danach wurden beide zum General berufen.

Als sie durch den Korridor gingen, bat ein Offizier: „Verzeihung, Herr Major!“

„Ja?“

„Die Transport-Abteilung hat den Wagen geschickt, der die heute Verhafteten ins Cherche-Midi bringen soll.“

„Ach so — die Frauen können hier bleiben und werden morgen früh entlassen. Alle Männer kommen ins Sammelager.“

„Zu Befehl, Herr Major!“ sagte der Offizier und wollte davonschreiten.

„Einen Augenblick!“ sagte nachdenklich der Major. Sein Blick war auf eine Lithographie gefallen, die an der Wand hing. Er fuhr mit der Hand in die Tasche und holte Grandgils Ausweis heraus. „Dieser Mann wird sofort entlassen.“

In den Saal traten Soldaten, fünf, zehn, fünfzehn. Ein Unteroffizier schrie: „Alle Männer raus! Vorwärts!“

Die Soldaten schrien durcheinander: „Hier entlang: Vorwärts! Sie auch!“

Die Zivilisten riefen durcheinander: „Ich bin unschuldig! Ich habe nichts getan! Ich will den Kommandanten sprechen!“

Gleich unten an der Treppe stand auf dem Hof ein großer Lastwagen.

„Rauf hier! Schneller! Wir haben nicht so viel Zeit wie ihr!“ schrien die Soldaten und drängten alle Männer auf den Wagen, auch Grandgil und Martin.

Die Klappe wurde hochgeschlagen und festgemacht.

„Was soll das heißen?“ fragte Martin entsetzt.

Grandgil zuckte die Achseln. „Was weiß ich?! Es ist alles eine große Schweinerei!“

„Wohin werden wir kommen?“

„Wahrscheinlich in ein Lager.“

„Und ich hätte schon gedacht, sie würden uns beide freilassen!“

„Da haben wir beide falsch gedacht!“

„Alles fertig?“ schrie vorn am Wagen der Fahrer.

„Augenblick noch!“ schrie der Unteroffizier zurück, der den Transport führte. „Ich warte noch auf die Liste.“

Ein Offizier kam die Treppe herunter, gab dem Unteroffizier die Liste der Gefangenen und ein Bündel Ausweise. Dann rief er: „Grandgil?“

„Ja?“ rief Grandgil zurück.

„Kommen Sie herunter!“ befahl der Offizier und sagte zum Unteroffizier: „Sie können abfahren!“

Während der Lastwagen sich in Bewegung setzte, gab der Offizier Grandgil seinen Ausweis und sagte: „Sie sind entlassen!“

Vom Wagen rief Martin flehend: „Grandgil! Und ich? Mich haben sie vergessen!“

Grandgil starrte hilflos hinter dem Wagen her. Er sah, daß Martin plötzlich Tränen übers Gesicht liefen.

Er wartete, bis der Wagen verschwunden war. Dann zuckte er die Achseln und ging über den Hof in die nächtliche Straße hinaus.

*

Zehn Jahre später.

Auf dem Gare de Lyon steht der Zug nach Cannes zur Abfahrt bereit.

Unter den letzten Reisenden, die eilig durch die Sperre gehen, ist Grandgil, elegant und kaum gealtert.

Als sein Blick auf einen Gepäckträger fällt, ruft er überrascht: „Martin?“ Es ist wirklich Martin, grauhaarig, älter geworden. Er setzt die Koffer ab, die er trägt, und stammelt: „Him-

WAHRE GESCHICHTEN

Haben Sie Leim...?

In der Apotheke zu Salsomaggiore, einem Städtchen in Italien, läutete die Türglocke. „Guten Tag“, sagte eine Frau. „Guten Tag, Signora!“, antwortete der Apotheker.

Die Frau trat vor den Ladentisch. „Haben Sie Leim, der Finger anklebt?“ Der Apotheker meinte, falsch zu hören. „Waas? Leim...? Für was brauchen Sie ihn?“

Die Frau: „Nun — mein Junge schnitt sich den Zeigefinger der rechten Hand ab.“

Darufolgte der Apotheker: „Das ist eine böse Sache. Die muß ich mir erst einmal ansehen!“

„Bitte schön“, sagte seelenruhig die Frau wiederum, griff in die Schürzentasche, „... hier ist der Finger“, und legte ihn auf's Zahlbrett.

Rückfall

Ein Gericht in Chicago. Olma Hansel, 45 Jahre alt, reichte die Scheidungsklage ein und wurde nun vernommen: „Dreißig Jahre bin ich verheiratet und jeden Tag, jeden lieben, langen Tag schlug er mich.“ Sie wies dabei auf ihren Mann, der seitwärts zusammengesunken auf einem Stuhl saß und seine Frau traurig anblickte. „Jeden Tag schlug er mich grün und blau...“ Plötzlich schluchzte der Mann auf und schließlich weinte er. Mrs. Hansel wandte sich um, und da konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie lief zu ihm hinüber und küßte ihn.

Der Richter schied daraufhin die Ehe nicht. Er verurteilte Mr. Hansel zu fünf Monaten Ferien für seine Frau und 25 Dollar Entschädigung pro Woche. Hansel nahm an und glückstrahlend verließen Mann und Frau den Saal. Wenige Minuten später jedoch rief eine klägliche Stimme: „Hilfe! Zu Hilfe!“ Richter und Schreiber stürzten zum Flur. Aber dort verprügelte Mr. Hansel nur wieder seine Frau.

Unverhofftes Wiedersehen...

Vor 34 Jahren starben Edwin und Fred Lawrence Eltern in Birmingham. Die Zwillinge wurden deshalb getrennt. Den einen übergab man dem Waisenhaus seiner Vaterstadt, den anderen dem der Hauptstadt London. Die beiden Jungen hörten niemals mehr etwas voneinander — bis vor einigen Wochen. Edwin besuchte London und las im Anzeigenenteil einer Zeitung, daß ein gewisser Fred Lawrence eine gebrauchte Ziehharmonika suchte. „Das muß mein Bruder sein“, dachte er, denn auch er war ein Akkordionnarr. Kurz entschlossen fuhr er in die angegebene Wohnung und sein Bruder öffnete tatsächlich. Sie fielen sich um den Hals und erzählten sich dann ihr Leben. Und dabei stellten sie fest, daß sie neben der Ziehharmonika-Gemeinsamkeit noch andere Eigenheiten gemeinsam hatten. Sie waren beide Telefonmechaniker geworden, hatten im gleichen Jahr den gleichen Brauttyp geheiratet, hatten beide Söhne gleichen Alters und beide einen Foxterrier, der auf den Namen Trixie hörte.

mel! Sind Sie nicht — entschuldigen Sie...“

„Nichts zu entschuldigen — ich bin wirklich Grandgil!“

„Mensch!“ ruft Martin. „Du hast mich damals doch rausgeholt!“

Grandgil lacht. „Und du trägst immer noch Koffer?“

Martin lacht auch. „Immer noch! Und immer noch für andere! Aber du mußt einsteigen, sonst fährt der Zug ohne dich ab!“

„Auf Wiedersehen, Martin! In ein paar Wochen bin ich zurück.“

„Auf Wiedersehen, Grandgil!“ sagt Martin.

Der Zug fährt ab.

E N D E



Ein eifriger Helfer bei allen Vorbereitungen für den neuen Familienzuwachs ist der vierjährige Gino. Hier wird seine alte Wiege hergerichtet, und er läßt es sich nicht nehmen, selbst den Überzug festzubinden, nachdem Mutti ihm gezeigt hat, wie es geht.



Alles wird ausprobiert, auch die Baby-Mütze. Ehrlich gesagt findet sich Gino ein wenig komisch darin. Kein Wunder! Er ist ja auch kein Baby mehr, sondern schon ein junger Mann. Aber dem kleinen Brüderchen — es soll nämlich eins werden — wird sie wohl stehen!



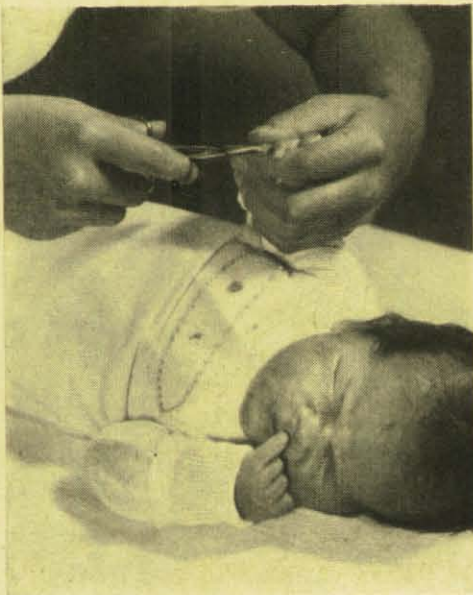
Endlich ist es so weit! Glückstrahlend kann Gino sein Brüderchen Mario in die Arme schließen. Aber damit allein ist es nicht getan. Wie er bei den Vorbereitungen geholfen hat, so steht Gino auch jetzt seinen „Mann“. Genau paßt er auf, wie Mutti den jungen Erdenbürger behandelt. Er will es lernen!

... *Bruder sein dagegen sehr!*

Als Signora Martino, die in einer kleinen italienischen Stadt an der Adria lebt, sicher war, daß sie ein zweites Kind bekommen würde, war ihre Hauptsorge, wie sie den vierjährigen Gino auf das kommende Ereignis vorbereiten sollte. Sie hatte nämlich erlebt, wie die Erstgeborenen ihrer Bekannten sich vernachlässigt fühlten und häufig eifersüchtig auf den Säugling waren. Durch ihr geschicktes Verhalten wurde der kleine Gino der beste Freund seines Brüderchens. Er unterstützt die Mutter tatkräftig bei der Wartung des Säuglings und ist sich seiner großen „Verantwortung“ voll bewußt. Ein gutes Beispiel, dem viele junge Mütter folgen sollten!



In die Ohren einzudringen ist gar nicht so einfach, und doch muß es sein, damit das Ohrenschmalz nicht verkrustet. Am besten tut man es wohl mit einem gewirbelten Wattebausch.



Schon in der frühesten Kindheit sind die Hände ein unentbehrliches Werkzeug. Dabei kann leicht geschehen, daß das Kind sich empfindlich kratzt, denn seine Nägel wachsen schnell. Daher müssen sie häufig geschnitten werden.



Das tägliche Bad ist eine wahre Wonne für die ganze Familie. Das Baby schätzt das warme Wasser sehr und gibt schon die ersten wohlgefälligen Töne von sich. Aber das Bad ist nicht nur Spielerei, sondern für das Wohlergehen des Kleinkindes unerlässlich. Unser Bild zeigt, wie das Baby vorschriftsmäßig gehalten werden muß.

ALASKA HIGHWAY



Ein schnurgerades Band, dann wieder Serpentina und halsbrecherische Kurven, das ist der Alaska-Highway. 2300 km führt er vorüber an einsamen Seen, durch menschenleere Wildnis, an dampfenden warmen Quellen vorbei und durch steile Gebirgspässe. Über die ganze malerische Vielfalt der bezaubernden Landschaft spannt sich das leuchtende Blau eines wolkenlosen Himmels. Die Straße, die während des zweiten Weltkrieges als Militärstraße in nur neun Monaten gebaut wurde, ist heute freigegeben und erschließt die weite Wildnis für den Fremdenverkehr.



Die berühmte berittene Polizei sorgt für Ordnung auf dem kanadischen Teil der Straße. Da der Highway durch zwei Länder führt, muß der Schmuggel bekämpft werden. Auch ziehen die einsamen Gegenden lichtscheues Gesindel an, und Überfälle waren keine Seltenheit, bis die Polizei mit den Wegelagerern kurzen Prozeß gemacht und gewaltig unter ihnen aufgeräumt hat.

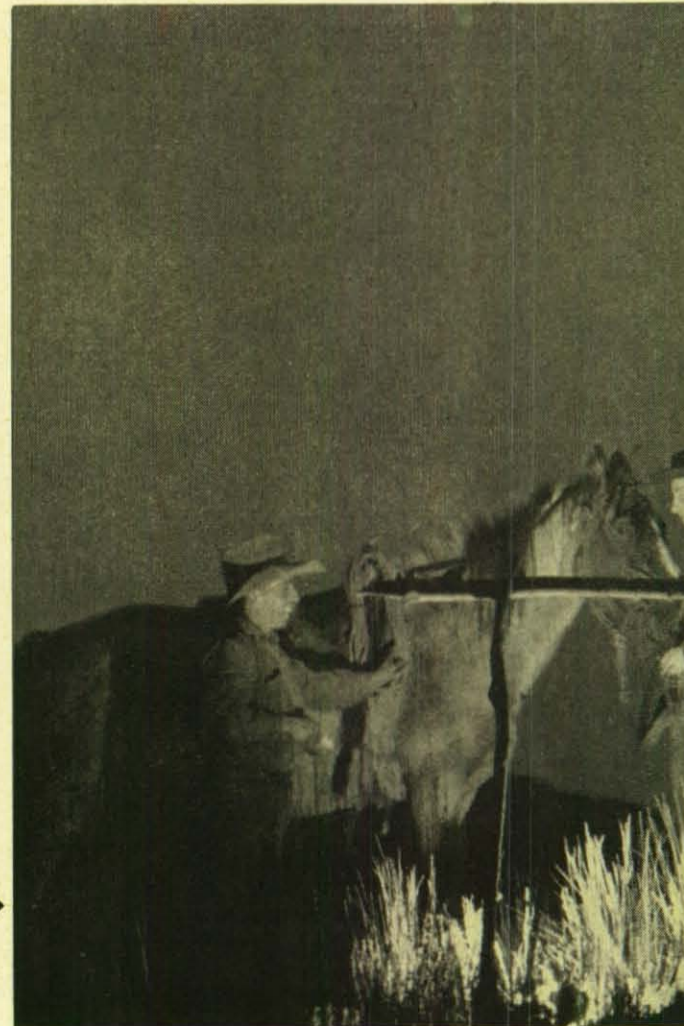
Ein solcher Track gehört endgültig der Vergangenheit an und mit ihm die alte Jagdmantik. Jäger, die sich zu mehreren zusammenschließen, kommen heute mit einem Autobus. Die Reise ist bequemer, man kann seinen Standort schneller wechseln und hat reichere Beute. Für viele Jäger zählt eben heute der Sport des Jagens nicht mehr, sondern lediglich ein möglichst hoher Ertrag.

Mit der Freigabe der riesigen Alaska-Chaussee, die während des letzten Krieges die größte Militärstraße der Alliierten auf dem nordamerikanischen Kontinent war, hat die kanadische Regierung den nordamerikanischen Großstädtern vor ein paar Jahren ein Ferienparadies zugänglich gemacht, dessen majestätische Schönheit und Unberührtheit sich von den fruchtbaren Ebenen der Prärien bis hinauf in die Wälder Alaskas erstreckt.

2300 km durch schweigende Wildnis



Ohne Furcht und Scheu bestaunt diese Bärenfamilie das Auto eines Touristen. Ein solcher Besuch ist gar keine Seltenheit, zumal die Tiere oft mit Zucker gefüttert werden und deshalb sehr anhänglich sind. Das sichere Auto zu verlassen ist jedoch nicht ratsam. Eine Bärenmutter ist unberechenbar.





Einer der vielen Seen, an denen die Straße vorbeiführt. In der Frühe des Tages, als noch die Nebelschwaden an den Bergen hingen, überraschte unser Reporter mit seiner Kamera einen stattlichen Elch. Gelassen setzte das mächtige Tier seinen Weg fort, nachdem es sich zuvor überzeugt hatte, daß niemand ihm etwas Böses antun wollte. Autos und deren Insassen mit ihren Fotoapparaten waren ihm offenbar schon bekannt. Die Pflanzen, die sich unter dem Wasserspiegel befinden, bilden eine wesentliche Nahrung für die Elche. Länger als zwei Stunden dauerte das Frühstück des Elches.

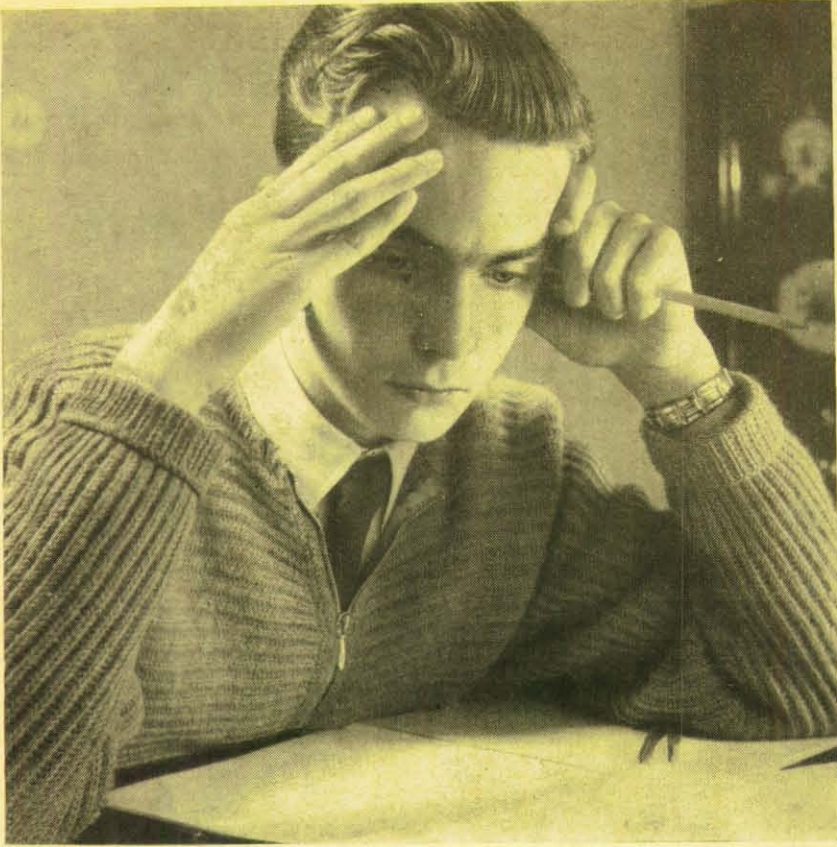
Ein echter Trapper, wie man sie noch vereinzelt in den Rocky Mountains und den Prärien findet. So mögen auch die Männer ausgesehen haben, die die Vertrauten unserer Jugend waren, die treuen Gefährten Winnetous, Old Shatterhands und des Waldläufers Lederstrumpf.



Fast ausgestorben sind die Wisente im nordamerikanischen Kontinent, und der Befahrer des Alaska-Highway muß schon besonderes Glück haben, wenn er ein ganzes Rudel, wie auf diesem Bilde, sieht. Auch sind die wildlebenden Wisente weniger zutraulich als die anderen Tiere der Naturschutzgebiete, durch die die große Straße führt. Die amerikanische und die kanadische Regierung versuchen alles, um das völlige Aussterben der Wisente, die zu Zeiten der Indianer die Prärien in großen Herden bevölkerten, zu verhindern. Strenge Strafen erwarten den Jäger eines Wisents.

Der Goldrausch ist vorüber in den Gebirgen des „Wilden Westens“. Dort geht man im Atomzeitalter mit dem Geigerzähler auf Uransuche. Manchmal ein lohnenderes Geschäft als das Goldsuchen. Aber manche alten Goldgräber können doch nicht von ihrem Hobby lassen.





Kein Meister fällt vom Himmel! Ob es dabei — wie bei diesem jungen Herrn hier — um Logarithmen oder um die ersten Buchstaben geht, die Schulanfänger auf ihre Schiefertafeln malen. Wunderkinder sind selten. Mit wenigen Ausnahmen muß sich jeder von uns mit Mühe und Fleiß den Wissensstoff erarbeiten, den er später im Berufsleben benötigt.

Ich will!

Ausdauer und Fleiß entscheiden

Da ist Frank Dähnhardt. Früher war er Gutsbesitzer in Pommern. Heute lebt er als Heimatvertriebener in einem kleinen Städtchen der Bundesrepublik. Es geht ihm nicht gut. Er verrichtet Gelegenheitsarbeiten und trauert im übrigen der Vergangenheit nach. Zu einem neuen Anfang fehlt ihm die Kraft. — Neues Tages besucht ihn Bruno Hartung, der in der Heimat sein Nachbar war. Als Hartung den alten Freund so verbittert und freudlos wieder sieht, ist er erschüttert. Er

möchte ihm helfen und versucht daher, ihn aufzurütteln. „So wirst du dein Schicksal nicht meistern“, sagt er darum zu ihm, als sie sich beim Glase Bier gegenüber sitzen. „Wer nur an die Vergangenheit denkt, wird untergepflügt und verpuscht sein Leben.“ Frank wehrt ab. „Es hat doch alles keinen Zweck. Ich kann es einfach nicht darüber hinweg. Ich kann es nicht.“ Resigniert läßt er den Kopf hängen. Doch Bruno bohrt weiter. „Ein Schüler, der sich immer wieder einredet, daß er seine Schulaufgaben nicht lösen kann oder die Prüfung nicht bestehen wird, der versagt tatsächlich“, erwidert er. „Am Anfang dachte ich auch so wie du. Dann habe ich mir aber gesagt: Ich will — und dann ging es auch!“ — „Du nimmst eben alles leichter“, wendet Frank ein. „Nein, das stimmt nicht. Auch mir fiel es verdammt schwer. Aber ich wollte wieder Pferde und Rinder um mich haben und die frisch aufgeworfene Ackererde riechen. Deshalb bin ich Gutsverwalter geworden. Heute verdiene ich ganz gut und habe auch eine geräumige Wohnung.“ — „Allerhand“, sagt Frank. „Du hast es geschafft. Und bist doch auch nur mit einem Rucksack angekommen.“ — „Stimmt“, erwidert Bruno. „Aber ich habe ihn nicht wie du all die Jahre weitergeschleppt, sondern abgestellt und wieder neu angefangen. Mach es mir nach! Du hast ein großes Fachwissen. Nutze das aus. Vielleicht kannst du bei einer Landwirtschaftsschule unterkommen.“ — „Ja“, sagt Frank, von dem Eifer des Freundes angesteckt. „Ich werd' es noch mal versuchen. Vielleicht hab' ich Glück!“ — Es klappt nicht beim erstenmal und auch nicht beim zweitenmal. Aber die Antwort auf die zehnte Bewerbung verheißt eine Chance. Frank greift zu und tut recht daran. Bald wird auch er es geschafft haben. ★

Viele von uns haben es erfahren: Ohne Fleiß, Zähigkeit und Ausdauer geht es keinen Erfolg. Wer Ausdauer einem Ziel nachstrebt, erreicht es. Der Wille ist dabei immer entscheidend.



Ein guter Polier ist die Seele eines Bauunternehmens und die Mutter der Arbeiter. Er hat von der Pike auf gedient, hilft überall mit, kann und weiß alles. Man schätzt ihn.

Hätten wir die Fähigkeiten einer Katze, so würde sich uns an manchen Tagen in der Woche das Fell sträuben. Aus dieser „Notfallsfunktion“, wie das der Arzt nennt, könnte unser Nachbar schließen, daß wir nicht gut gestimmt sind, daß wir schlechte Laune haben. Er wäre gewarnt und würde sich abenden. Denn schlechte Laune steckt an. Direkt und sofort. Sie verbreitet sich wie eine Seuche, und Giftstrahlen zügel. Was uns trösten kann, ist dies: auch gute Laune steckt an. Das Scherzwort eines Gutgelaunten vermag erhitzte Gemüter zu besänftigen. Lassen wir es wirken!



Schlecht gelaunt ist Frau Inge aufgewacht: Als Folge davon gießt sie sich kochendes Wasser über die Finger. Dadurch wird es natürlich nicht besser mit ihrer schlechten Gemütsverfassung. Im Gegenteil! Man sieht sie ihr nun schon an der reizenden Nase an.



„Er“ ärgert sich über ihr Gesicht. Und seine Frage: „Was hast du heute bloß?“, beweist, daß der Bazillus der Ubel-launigkeit schon auf ihn übergesprungen ist. Nur mühsam noch kann er sich beherrschen und stille sein.



Im Büro poltert er los! Die arme Sekretärin, die in der Frühe fröhlich und beschwingt ihre Wohnung verließ, ist schnell unfürziert. Auch sie wird wild und sucht nach einem Blitzableiter für ihren Zorn.



Kein Wunder, daß sie den nächsten Besucher, der den Chef sprechen möchte, mit kurzen Worten und unfreundlicher Gesten wegschickt. Der ärgert sich darüber grün und blau...

Schlechte Laune
— gute Laune

Vorsicht,
Ansteckungs-
gefahr!



Und verwechselt an der Straßenkreuzung Rot mit Grün. Er wird gestoppt und muß seinen Fehler zeigen. Zu gemein! denkt er. Nun verpasse ich den Termin beim Gericht.

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

9. Fortsetzung

Er nahm die Gabel und stach ein Stück Brot mit Fleisch zusammen. Helen erinnerte ihn an den Wein. Auch Herr Rocher ließ sich von seiner Frau ein Glas bringen. Er sagte:

„Ich störe Sie beim Mittagessen. Ein schlechter Wirt, der seine Gäste stört.“

„Sie stören nicht.“ Arnold trank. Dann stellte er das Glas nieder, nahm Gabel und Messer auf und fragte noch einmal:

„Sind schon welche durchgekommen ins Tal? Was für Leute sind es, die hier durchzukommen versuchen?“

„Die man erwischt hat, waren Juden, Frauen, Männer, Kinder und italienische Partisanen, die gegen Mussolini meutern. Erinnern Sie mich nicht; es wird einem sonderbar im Magen, wenn man das Elend sieht.“

„Sie wurden zurückgeschickt?“

„Die Soldaten müssen ... Vorschrift ... Befehl.“

„Sind auch schon welche durchgekommen?“

„Ja, das auch. Man erfährt es hin und wieder aus Lugano oder Bellinzona. Manchmal ist eine wüste Schießerei auf der anderen Seite, und wir wissen nicht, was los ist.“

„Schießen unsere auch?“ fragte Helen. Arnold hob den Kopf. Er wiederholte Helens Frage:

„Schießen die Schweizer auch?“

„Unsere Soldaten schießen auch, aber sie schießen in die Luft. Sie müßten nach Anruf schießen. Sie müßten schießen, wenn sonst nichts hilft. Aber ich weiß: Sie schießen nicht auf Menschen; sie schießen in die Luft.“

„Und drüben?“

Bei einem Bombenangriff wird der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, in Hamburg getötet. Heim, der den Freund tot auffindet, übergibt einem Friedhofwärtler die nötigen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung: Der Alte trägt nicht Rollés, sondern Heims Namen in das Totenregister ein. Damit ist Heim, den Urkunden nach, gestorben. Tatsächlich fährt er aber mit den Ausweisen seines Freundes in die Schweiz, nach Castagnola, dem Familienwohnsitz der Rollés. Jean, dem alten Diener des Hauses, vertraut er sich an. Sie beschließen, daß Heim unter Jeans Obhut die Beendigung des Krieges abwarten solle. Heim wird daher als Naudeau Rollé polizeilich gemeldet und lernt eines Tages Helen, die anmutige Tochter seines Nachbarn Poßard, kennen. Er fühlt sich zu dem Mädchen hingezogen, möchte es aber nicht in sein Geschick einbeziehen. Kurz vor Weihnachten kommt es dann doch zu einer Aussprache. Einige Wochen danach empfängt Heim den Besuch des Verlegers Kocher, der ihn zur Niederschrift seiner Erlebnisse anregt. Nach Helens Geburtstag macht er sich an die Arbeit. Sie gelingt. Ein Roman entsteht, der zum Bekenntnis des Geschehenen wird. Um der Sommerhitze zu entgehen, unternimmt er mit Helen zusammen eine Bergwanderung. In einem Hotel in der Nähe der italienischen Grenze finden sie bei dem Ehepaar Ernest und Rosalie Rocher Unterkunft und gute Bewirtung.

„Wir haben schon einen Verwundeten hier.“

Arnold sah Helen an und meinte sarkastisch:

„Da haben wir uns ein heiteres Plätzchen ausgesucht. Es ist ja geradezu gefährlich.“

„Aber nein, mein Herr“, widersprach Rocher und hob die rechte Schulter. „Sie werden ja nicht nachts spazierengehen. Und tagsüber? Es dauert keine halbe Stunde, und alle Mann werden wissen, daß bei Rochers ein Herr und eine schöne Dame“ — er machte eine Verbeugung gegen Helen — „Quartier genommen haben.“

„Gut, schön!“ sagte Arnold, „uns soll es nicht den Frieden rauben. Wie oft tut sich hier etwas an der Grenze?“

Rocher verstand nicht. Arnold wiederholte:

„Wie oft kommt es vor, daß welche über den Generoso flüchten?“

„Das letzte Mal vor acht Wochen. Vor sechs Wochen war eine Schießerei. Seither ist's ruhig. Vielleicht hat sich's herumgesprochen, daß wir einen Stacheldraht über den Berg gezogen haben. Jedoch hier unterhalb des Hotels hört er auf. Über die Bella-Vista sind kürzlich welche durchgekommen.“

„Weiter unten also?“

„Ja, weiter unten.“

„Und jetzt der Nachtsch. Nicht soviel Wein, Helen, sonst wirst du schläfrig.“

„Ich will ja nachher schlafen. Es ist so heiß, Naudeau, ich bin müde.“

„Gut, dann legen wir uns eine Stunde. Ist es immer so heiß hier oben, Monsieur Rocher?“

„Oh, sagen Sie

ruhig Monsieur Ernest“, empfahl Frau Rocher, die sich eben wieder an den Tisch zu den Gästen setzte.

„Gut, dann sagen wir Monsieur Ernest und Madame Rosalie.“

„Es ist uns eine große Ehre, daß Sie hier sind“, versicherte der Portier mit erhobener Stimme. „Monsieur Poßard ist ein so kluger, feiner Mann; Mademoiselle kannten wir schon, als sie noch ein ganz junges Mädchen war; und ihre Schwester Lisi, sie war noch gar ein Kind.“

„So, so“, nickte Arnold und lächelte. Dann zog er sein Taschentuch hervor und wedelte über sein Gesicht. „Es ist heiß. Ich dachte, hier oben sei es kühler“, sagte er und lehnte sich zurück.

„Es wird ein Gewitter kommen“, warf Herr Ernest ein. „Hast du schon auf das Barometer geschaut, Rosie?“

„Ein Gewitter kommt? Dann wollen wir uns jetzt ausruhen und hernach noch etwas herumsteigen, bis uns das Wetter nach Hause treibt“, empfahl Helen und stand auf. Arnold folgte ihr, und sie gingen über den breiten, weitläufigen Gang zu ihren Zimmern.

Es war schon drei Uhr nachmittags, als sie erwachten. Arnold klopfte an Helens Tür.

„Wer da?“

„Ich. Trinken wir Kaffee?“

„Ja, gleich! Geh“ vor und bestelle ihn, wenn Frau Rocher zu sehen ist.“

Nach dem Kaffee gingen sie ins Freie. Sie stiegen den Pfad entlang, der sie auf die höchste Erhebung des Grates führte. Auf dem Gipfel blieben sie nebeneinander stehen und sahen bewundernd in die Runde. Die Fernsicht war schön. Ringsum reihte sich eine Bergkette an die andere. Gletscher leuchteten im Sonnenschein. Gezackte Gipfel und im Blau schimmernde Grate brandeten wie ein erstarrtes Meer an leuchtende Horizonte. Davor ruhten die grünen Augen naher und ferner Seen. Helen entdeckte Arnold die bormeischen Inseln im Lago Maggiore, und „Sieh da, dort der Dom von Mailand!...“

„Das ist also die Lombardei!“ — sagte Arnold. Es ergriff ihn Ehrfurcht vor der Schönheit dieser alten Landschaft, aus der ihm gewaltige Vergangenheit zu raunen schien.

„Setzen wir uns“, schlug Helen vor. Sie nahmen nebeneinander auf einem Felsblock Platz.

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

„Schauen und sich selbst vergessen“, sagte Helen nach einer Weile. Arnold nickte. Helen sah ihn an.

Ihr Kopf bildete einen klaren Schattenriß gegen den fast dunklen Himmel. Es schien Arnold wie eine neue Offenbarung, dies Menschenantlitz vor der erhabenen Landschaft, und er wußte, daß er Helen liebte, wie er noch nie das Leben und die Welt geliebt.

Da die Felsen von der Sonne warm waren, legten sie sich nebeneinander nieder. Sie stützten ihre Köpfe auf die dahinter verfalteten Hände, sahen über sich zum Himmel. So blieben sie lange liegen. Dann kam Wind und schob Kühle unter ihre Rücken. Eine steifige Wolke teilte sich über ihnen und streckte weißgraue Finger nach Westen aus. Arnold richtete sich auf und blickte um. Da sah er im Osten eine schwarze Wolkenwand, die sich in hohen Kegeln über den Himmel wälzte. Huschende Schatten jagten über den Comer See und seine Uferberge, Nebelfetzen bedeckten die sich verdästernde Landschaft, und dumpfes Grollen kündigte das Nahen eines Gewitters an.

Helen erhob sich. Auch Arnold stand

Bei amerikanischen Versuchen, die im Auftrag der Armee durchgeführt wurden, hat sich herausgestellt, daß künstlich radioaktiv gemachtes Thulium eine Strahlung aussendet, die nach Wellenlänge und Intensität ziemlich genau der für medizinische Zwecke üblichen Röntgenstrahlung entspricht. Diese Beobachtung hat nun zur Konstruktion eines kleinen, tragbaren Röntgengerätes geführt, in dem sich als Strahlungsquelle ein unscheinbares Stückchen Thulium befindet. Dieser kleine Thuliumbrocken besitzt die Kraft — nachdem er in einem Atomreaktor radioaktiv gemacht worden ist — das Gerät ein ganzes Jahr lang zu betreiben. Man kann sich vorstellen, daß die „Röntgenröhre im Handkoffer“ den Wünschen der Ärzte sehr entgegenkommt, vor allem in Gegenden, die weitab von Röntgenstationen liegen. — Thulium gehört zu den sogenannten „selteneren Erden“, die in ihren natürlichen Vorkommen fast immer miteinander gemischt sind. Im brasilianischen bzw. indischen Monazit sand, der in beliebig großen Mengen zur Verfügung steht, ist es zu finden. In einer Tonne Monazit sand sind durchschnittlich vierhundert Gramm Thulium enthalten.

auf. Gleichzeitig sprang Wind über das hellgrün leuchtende Plateau und preßte gegen den Körper.

„Holla! Herr Rocher ist ein kluger Mann. Da ist ja das angekündigte Donnerwetter. Laufen wir nach Hause!“

Ein Windstoß fegte heran. Fahles Licht lag über dem Berg. Die Wände der Hotelgebäude leuchteten schwefelgelb. Im Osten breitete sich die Wolkenbrandung in die Tiefe aus. Blitze zuckten, und ein unheimliches Grollen erfüllte die brausende Luft. Arnold lachte. Auch Helen empfand den Aufbruch der Natur als ein Erlebnis, das die Stunde wacher und voller machte. Sie sprangen über die Felsen und Rasenpolster des Grates, stemmten sich gegen den Wind und erreichten, während sich die Sonne verfinsterte, das Hotel.

Als sie die Gaststube betraten, fanden sie dort Herrn und Frau Rocher, die auf sie gewartet hatten. Herr Ernest kam aufgeregt Arnold entgegen und rief:

„Gut, daß Sie da sind! Wir hatten schon Angst, Sie würden sich versäu-



men. Hier oben ist mit Gewittern nicht zu spaßen. Übrigens: eine große Überraschung... Aber setzen Sie sich, Sie sind ja ganz außer Atem!"

"Wir sind gerannt", erklärte Helen. "Wir lagen auf dem Gipfel, plötzlich war es da. Es ist nicht zu glauben, wie schnell das geht."

"Was gibt es Neues?" fragte Arnold und setzte sich bei Helen in der Ecke neben der Küchentür nieder. "Eine Überraschung?"

Rocher erzählte lebhaft, daß er vor einer Viertelstunde, bevor er den Radioapparat des Gewitters erden ausgeschaltet habe, im Geknistern und Geprasel der elektrischen Störungen Nachrichten gehört habe.

"Was für Nachrichten haben Sie gehört?" fragte Arnold, der sah, wie aufgeregt Rocher war.

"Die Alliierten sind bei Cherbourg gelandet... Ich habe es nicht genau gehört. Aber sie sind gelandet... Schwere Kämpfe... Die Invasion hat begonnen!"

"Sie sind gelandet!" stieß Arnold aus und sah Helen an. Er verfärbte sich. "Haben Sie auch richtig gehört? — Sie sind gelandet! Die Invasion! — Wenn das wahr ist, dann ist das heute..."

"Ja, er hat richtig gehört", bestätigte Frau Rosalie und nickte. "Schwere Kämpfe... Landung... Invasion, ja das waren die Worte. Bei allen Heiligen, sollte der Krieg zu Ende gehen?"

"Zu Ende gehen?" — wiederholte Arnold gedankvoll. "Der Anfang vom Ende, ja. Aber zu Ende... So schnell wird nicht Krieg geführt. Aber es ist schon eine Nachricht, die Sie uns da bringen!..."

Ein Donnerrollen durchdröhnte das Hotel. Zittern durchlief die Wände; auf- und abheulendes Singen erfüllte den Raum; die Fensterladen klapperten unter dem Anprall der Luftmassen, die gegen das freistehende Haus geschleudert wurden. Finsternis breitete sich aus. Es war Arnold recht, daß es finster wurde; so konnte er mit seinen Gedanken in der Ecke sitzen und dem Brausen des Sturmes lauschen, der immer heftiger hereinbrach. Ununterbrochen zuckten die gelben Lichter der Blitze durch die Fenster,

Regenböen schlugen an die Scheiben, das ganze Haus war von einer geisterhaften Heulmusik erfüllt, und Helen saß schweigend nebenan, und ihre Augen leuchteten wie zwei Kohlenstücke, wenn es draußen flammte.

Invasion! — Von allen Seiten war jetzt Deutschland angegriffen; seine Städte wurden ständig bombardiert; eine Welt kämpfte sich heran. Und die Heimat, das Dorf, der Hof der Väter, dieser von den Urgroßeltern überkommene Besitz, die roten, säuberlich geschichteten Ziegel auf der neuen Scheune, die weiten Felder, auf denen sich jetzt das Korn im Winde wiegte, und Vaters Pläne und seine, Arnolds Pläne, und das gute Land, all das wird nun dem Neuen übergeben, das danach kommen mußte. Er stand unvermittelt auf.

Helen ergriff seine Hand und fragte, wohin er denn gehen wolle. Er beherrschte sich und sagte lächelnd:

"Ich habe Hunger."

Frau Rosalie erhob sich und ging in die Küche. Arnold setzte sich wieder. Herr Rocher drehte Licht an und meinte, daß das Schlimmste jetzt wohl vorüber sei.

Regen strömte. Wind jagte Wasser gegen die Fenster. Die Scheiben glitzerten, wenn Blitze die Finsternis erhellten.

"Was gibt es zu essen?" fragte Arnold. Helen ging in die Küche und kam bald wieder zurück.

"Sauerkraut mit gerösteten Kartoffeln und einige Scheiben Schinken", berichtete sie.

"Und Bier?" fragte Arnold.

"Ja und Bier", antwortete Herr Rocher an ihrer Stelle. "Bier und Wein haben wir immer. Leutnant Brunner schickt alle Tage zwei Maultiere zur Bella Vista. Oder es kommt gar ein Armeewagen bis zu uns herauf... Der Hauptteil des Gewitters ist bald vorüber."

"Spielen Sie Schach?" fragte Arnold, der das Bedürfnis hatte zu schweigen. Später stand er auf und ging in sein Zimmer, um sich die Hände zu waschen. Er drehte am Schalter. Licht erstrahlte durch den Raum. Er sah auf seine Uhr. Es war noch nicht sieben. Aber da Wolken den Berg umhüllten,

war es dämmerig. Er knipste das Nachtlämpchen an und wusch sich die Hände. Während er sie abtrocknete, besah er sein Zimmer. Das Messingbett gefiel ihm. Auf dem Boden lagen jetzt Teppiche, die am Nachmittag noch nicht dort gelegen hatten. Das war aufmerksam von Frau Rosalie. Es war still. Draußen klopften die Regentropfen.

Offensive in Frankreich! — Wie weit war das entfernt! — Helen saß jetzt in der Gaststube und spielte eine Schachpartie mit Rocher, der ein schlechter Spieler war, zu Ende. — Was war das für eine sonderbare Welt? — Im Zimmer waren das Bett, zwei Stühle, ein Sessel. Der Sessel stand neben dem Fenster. Helen spielte Schach. In Frankreich war eine Offensive. Und er stand hier, trocknete sich die Hände und freute sich über ein paar Teppiche, die sein Zimmer schmückten. Das Gewitter zog ab. Es blieb Regen an der Scheibe und Dämmerung. Zum Abendtisch gab es Sauerkraut und Schinken. Und vielleicht konnte man später noch im Radio hören, was es mit der Invasion auf sich hatte. —

Als Arnold nach einer halben Stunde den Speisesaal betrat, war der Tisch gedeckt. Helen stellte gerade einen Blumentopf, rot leuchtende Geranien, in die Mitte des Tisches. Rocher las in der Ecke eine Zeitung. Seine Frau kam aus der Küche mit dampfenden Schüsseln. Es brannte Licht, obschon es draußen heller wurde.

Nach dem Essen sah Arnold auf die Uhr. Es war acht Uhr geworden. Nebel zogen ums Haus. Die Tür ging auf, und zwei Offiziere kamen herein. Sie grüßten, setzten sich zu Rocher in die Ecke und bestellten Wein. Frau Rosalie ging hinaus, ihn zu holen.

"Wie wird's mit dem Wetter?" fragte Rocher die Männer.

"Nur ein Gewitter, morgen ist's wieder schön."

Die Soldaten sahen neugierig herüber. Arnold sagte leise zu Helen:

"Ich möchte jetzt ins Zimmer gehen. Gehen wir in dein Zimmer und rauchen wir eine Zigarette. Oder hast du noch Durst?"

"Wir können uns ja etwas bringen lassen."

"Das können wir."

Sie erhoben sich und gingen in ihre Zimmer. Eine Minute später klopfte Arnold bei Helen an und trat ein.

"Setz dich auf das Sofa. Oder rücken wir die zwei Stühle ans Fenster. Es ist wundervoll draußen", sagte Helen, die das Westfenster geöffnet hatte.

Arnold schob die beiden grauen Polstersessel an das Fenster. Er beugte sich hinaus und sog tief den Atem ein. Da der Sturm von Osten nach Westen abtrieb, war es hier still. Helen zog die Luft tief ein, die nach Moos und Wäldern roch. Arnold trat neben sie und legte einen Arm um ihre Schultern. So sahen sie aneinandergelehnt lange



Zeit in das brodelnde Schweigen, das in einem fahlen Staeseln der vor ihnen lag. Nur das Säuseln der über den Grat hintreibenden Luft war in ihren Ohren. Die drückende Hitze des Tages hatte einer mäßigen Kühle Platz gemacht.

"Ein großartiger Tag heute, Helen. Bist du zufrieden?"

Sie schwieg, dann erwiderte sie leise: "Ich bin — glücklich."

"Glücklich?"

"Ja, glücklich!"

Sie setzten sich nebeneinander und sahen lange schweigend in die heraufkommende Nacht hinaus.

Später hörten sie Stimmen auf dem Gang. Arnold fragte Helen, ob sie noch etwas zum Trinken bestellen wollten. Sie grüßte Licht an und nahm eine Zigarette. Dann ging sie rauchend auf den Gang hinaus, auf dem eben vier Soldaten mit Karabinern um die Schultern das Haus verließen. Sie bestellte eine Flasche Rotwein und Gläser, nahm sie Frau Rosalie ab, wünschte gute Nacht und ging in ihr Zimmer zurück. Da jetzt Sterne durch das Fenster leuchteten, beschlossen sie, noch einen Spaziergang zu machen.

Als sie das Haus verließen, erhellte der Mond die Landschaft. Nachher verschwand er wieder hinter treibenden Wolken, Nebel geisterte über die Ode und umflorte die Latschenbüsche. Die Felsen rauchten.

Arnold schmeckte die Luft und lauschte. Die Wildnis spannte etwas in ihm; ein lustvolles und zugute nervöses Forschen machte ihn sehr wach; es war, als sei er um ein Jahr zurückversetzt, in einen russischen Wald, voll von Gefahren, voll Schweigen, voll Dunkelheit und heimlichem Geschehen. Er sagte sich, daß dies Unsinn sei; diese Nacht war friedlich; irgendwo unten klapperten genagelte Schuhe; es waren Grenzsoldaten, die zum Wachdienst talwärts stiegen. Helen fragte, ob sie weitergehen wollten. Arnold nahm ihren Arm. So schritten sie langsam bergab in die Richtung, aus der sie am Mittag gekommen waren. Manchmal erhob sich Wind, sang irgendwo in den hingeduckten Büschen, machte dann wieder gespanntem Schweigen Raum.

"Wir sind am Ende der Welt", flüsterte Helen. Sie erschrak und fragte: "Hier... was brennt da? — Ein Scheinwerfer? — Ach, es ist der Mond." Ein Lichtkreis tauchte auf, breitete sich aus, erhellte plötzlich Fels und Busch und verschwand wieder hinter einer Wand voll Dunkelheit. Da es kühl wurde, schlug Arnold den Kragen hoch. Dann stand er still und lauschte. Helens Augen suchten sein Gesicht. Nichts war zu hören. Arnold hatte das Empfinden, als lege sich eine kalte Hand um seinen Hinterkopf. Er wußte, daß eine große Angst die Nacht erfüllte.

"Gehen wir nach Hause", entschied er.

"Die Alliierten sind bei Cherbourg gelandet... Ich habe es nicht genau gehört, aber sie sind gelandet! Die Invasion hat begonnen!" rief Rocher aufgeregt. "Sie sind gelandet!" wiederholte Arnold und sah Helen an. Er verfärbte sich.



Komisch, nicht?

WORTSPIEL

Nach einer langen Sitzung gingen Gottfried Keller, Arnold Böcklin und Martin Koller schwankend in den frühen Morgenstunden nach Hause. Auf dem etwas steilen Weg, der vom „Künstlertüchlein“ in die Stadt hinunterführt, das Ganze spielte sich in Zürich ab, glitten Koller und Böcklin, die Arm in Arm gingen, aus und kollerten den Berg hinunter. Keller half ihnen wieder auf die Beine. Nun wollten aber weder Böcklin noch Koller zuerst gestürzt sein. „Es ist doch egal“, schlichtete Keller den Streit, „ob der Koller über den Böcklin gekollert oder der Böcklin über den Koller geböckelt ist!“

FLECKEN

Als man entdeckt hatte, daß auch die Sonne Flecken habe, wurde darüber in Paris viel diskutiert. Eine Dame fragte Fontenelle: „Was gibt es Neues?“ — „Madame, man spricht eben nicht zum besten von der Sonne.“

DIE ERZIEHUNG

Sonja Ziemann ist glückliche Mutter eines quicklebendigen Bubens. Doch eines Tages sagt sie besorgt zu ihrem Mann: „Er ist so süß, unser Junge, aber weißt du, ich mache mir schon jetzt Gedanken über seine Erziehung.“

„Das ist doch gar nicht so schwierig, Liebste“, meinte der glückliche Vater. „Du mußt nur immer denken, es sei das Kind anderer Leute. Und wie fremde Kinder erzogen werden müssen, das weiß bekanntlich jeder!“

UNEIGENNUTZ

Im Bühnenklub sprach man über einen maßlosen Kritiker, der wegen seiner scharfen und beißenden Ironie gefürchtet und gehaßt war. „Ich weiß nicht“, warf der alte Werner Krauß ein, „eine gute Seite hat der Mann trotzdem, er ist uneigennützig! So vielen Leuten hat er die Ehre abgeschnitten — aber nicht das kleinste Stückchen hat er für sich selbst behalten!“

SCHNEIDER-PHANTASIE

Im gewagtesten aller Dekolletés saß Anita Eckberg auf der Terrasse ihres Hotels in Nizza. Eine Dame am Nebentisch machte Stielaugen. Aufgeregt flüsterte sie ihrem Gatten ins Ohr:

„Die muß einen phantastischen Schneider haben! Erstaunlich, was der aus dem Stoff herausgeholt hat!“

ENERGISCH

Das energische Mädchen stellte den schüchternen jungen Mann zur Rede.

„Ich weiß ganz genau“, sagte es, „warum Sie mich Abend für Abend einladen, mir und Ihnen selbst die Zeit stehlen, andere Männer dadurch von mir fernhalten und immer so komisch die Augen verdrehen. Sie wollen mich heiraten.“

„Hm... ja... ich glaube schon...“ stammelte der schüchterne junge Mann.

„Gut“, sagte das energische Mädchen. „Ich gebe Ihnen mein Jawort.“

LAUNEN — LAUNEN

Der Produktionschef einer Filmfirma leidet unter den Launen der Sophia Loren. „Wie werde ich sie bloß los?“ stöhnt er. — „Engagieren Sie die Anita Eckberg“, meint ein Kameramann. — „Wenn es mit der auch nicht geht, wie werde ich die dann los?“ — „Dann holen Sie die Lollobrigida!“ — „Schön, aber die, wie werd' ich die los?“ — „Engagieren Sie einen guten Regisseur.“ — „Und wenn der mir nicht paßt?“ — „Dann holen Sie die Loren wieder.“ —

Helen nahm ihren Arm aus seinem und drehte sich um. Ihre Gestalt stand als dunkler Schattenriß im Grau. Ein Stern zuckte zwischen Wolken und verschwand.

Sie hörten zu steigen auf. Brodeln erfüllte mit einem Male die Luft. Schüsse knallten. Dann hob ein helles, spitzes Tacken an, das maschinenkalt die Nacht zerstückelte.

„Still!“ befahl Arnold. Seine Stimme knarrte wie gespannter Draht.

„Was ist das?“ stieß Helen aus. „Ein Maschinengewehr... Fünfhundert Meter von hier... Ist die Grenze da unten?“

„Dort ist die Grenze.“

„Ein italienisches Gewehr!“

„Was nun —“

„Rasch nach Hause!“

Das Tacken hörte auf. Fünf Sekunden war es totenstill. Dann hob es wieder an. Hellere Schüsse krachten dazwischen. Eine Männerstimme wurde hochgetragen. Sie war rau und hell und überschlug sich in wilder Schrei.

„Nach Hause!“ wiederholte Arnold und spürte, wie ihn seltsame Lust erfüllte, dem Unholdtreiben sein Wesen entgegenzustellen. Vorsicht! dachte er.

„Flüchtling!“ flüsterte Helen. Zugleich wurde es ringsum lebendig. Beim Hotel flammten Lichter auf. Sie hörten Kommandorufe. Irgendwo klappernten Bergstiefel. Das Maschinengewehr hörte auf, Gewehrschüsse peitschten die Luft.

„Verflixt“, flüsterte Arnold, „da sind wir mitten in die Teufelsküche geraten. Machen wir, daß wir weiterkommen...“ Er unterfaßte Helens Arm, zog sie mit nach oben. Sie stiegen schnell. Ihre Lungen keuchten. Immer wieder wurde geschossen. Sechs Männer, hin- und herbaumelnde Taschenlampen an den Rücken, sprangen vorüber. Nach ein paar Minuten schwankte Helen und blieb stehen.

„Ich kann nicht mehr“, stieß sie heftig atmend aus.

„Dann also langsam“, antwortete Arnold und blickte sich um, „in fünf Minuten sind wir oben. Ich möchte nicht, daß wir in die blöde Schießerei geraten.“

Wie Glühwürmchen bewegten sich Laternen im Dunkeln. Zweimal wurden sie angehalten und gefragt, ob sie etwas gesehen hätten.

„Was ist denn los?“ fragte Arnold unwirsch. Er bekam keine Antwort.

„Treibjagd auf Menschen“, sagte er zu Helen, „siehst du, so sieht eine Treibjagd auf Menschen aus.“

nach oben. Er wußte nicht, warum er das tat. Erst als er sich über die im Latschengebüsch hingekauerte, nach Atem ringende Gestalt beugte, wurde ihm bewußt, was er tat. Wieder wurde die Wolkendecke dünn. Er erkannte einen Mann, der abgewandten Gesichtes dalag, dessen Schultern sich hoben und senkten, um Luft in die keuchende Lunge zu pumpen. Der Körper war völlig ermattet, zu keiner Bewegung mehr fähig. Ein in die Enge gehetztes Tier. Ein Mensch. Ein Mann in grauer Uniform. Ein Wesen in höchster Erschöpfung.

Arnold blickte um sich. Vom Hotel her klang das Geklirr vieler Stiefel. Zwei Laternen schwankten hin und her, näherten sich. Helen stand jetzt neben ihm und sah erschreckt auf das hingekauerte graue Bündel, das immer noch heftig atmete. Arnold erkannte die Gefahr, die drohte. Sie standen hier auf dem Pfad, der vom Monte Generoso Kulm über den Grat zum Hotel Bella Vista führte. In wenigen Sekunden konnten die Soldaten sie sehen. Er sagte zu Helen: „Bleib hier!“ Dann beugte er sich zu dem Mann am Boden und fragte hastig:

„Italiano? — Sprechen Sie deutsch?“

„Ja, deutsch“, keuchte eine matte Stimme.

„Sind Sie allein?“

„Ja, allein.“

„Kriech' unter die Latschen!... Schnell, bevor die da oben kommen!“

Der Mann wendete den Kopf. Der Mond lag über seinem bleichen Ge-

man nur noch leiser rufende, sich entfernende Stimmen. Arnold wartete noch eine Weile, dann beugte er sich über den Mann im Busch, der sich langsam aufrichtete.

„Danke!“ sagte der mit ächzender Stimme. „Danke!“



„Was nun? —“ fragte Arnold und drückte beruhigend Helens Arm, die vor Aufregung zitterte.

„Wo kommt man ins Schweizer Tal?“ fragte der Mann hastig. „Ich kenne mich nicht mehr aus.“

„Dort oben ist das Hotel Kulm“, erklärte Arnold. „Hier ist der Grat. Aber da kommen Sie nicht hinunter. Jetzt stehen Posten dort.“

Er überlegte und stieß heraus: „Kommen Sie schnell mit uns!... Gleich hinterm Hotel geht die Schlucht hinunter... Verdamm! Dort oben kommen schon wieder welche. Ist denn hier die ganze Armee versammelt!“

Lichter tauchten auf, näherten sich. Der Mann krümmte sich wieder zusammen, aber die Lichter schwenkten nach der Seite ab.

„Kommen Sie“, drängte Arnold, der sah, daß es immer gefährlicher wurde. „Hier ist alles umstellt. Das einzige, was bleibt:... Hinein in die Höhle des Löwen... Hinauf zum Hotel... Haben wir das Westfenster offengelassen?“

„Das Westfenster? Ja, Naudeau. Ich hab' es nicht geschlossen. Das Fenster ist offen“, keuchte Helen in fiebriger Angst.

„Also los!“ zischte Arnold und zog den Mann und das Mädchen mit sich. Er sah, da neue Wolkenballen hereinquollen und die Finsternis verstärkten. Diese Sekunden mußten genutzt werden, bevor das Mondlicht wieder die zum Hotel hinführenden Bergwiesen erhellte. Dichter Nebel umgab sie plötzlich. Es roch nach Wasserdampf.

Arnold spürte, wie die Gefahr ihn straffte. Seine Ohren hörten jeden Laut. Er wußte, daß es jetzt darauf ankam: jetzt in diesem Augenblick entschied es sich, ob er schneller war oder ein paar Schweizer Soldaten, die er als Gegner empfand. Er war wieder in Rußland, im Niemandland, ein gejagtes und jagendes Tier. Blitzschnell überdachte er den Fluchtweg für den fremden gehetzten Mann, der sich ihm willenlos anvertraute. Überall am Grat tauchten Lichter auf und verschwanden. Stimmen wurden laut und verstummten. Es war deutlich zu erkennen, daß die Schweizer alles daran setzten, den durchgebrochenen Flüchtling auf ihrem Grenzgebiet zu fangen. Nach allen Richtungen hin war das Durchkommen verwehrt. Es war undenkbar, daß der Mann beim Mondschein nur eine halbe Stunde lang unter den Latschen verborgen bleiben konnte. Und selbst wenn ihm das die ganze Nacht über gelang, so war er am nächsten Tag verloren. Also gab es nur eines: Die Kühnheit mußte gesteigert werden, statt das Hotel zu umgehen, wählte er den kürzesten Weg darauf zu und hoffte, daß ihnen niemand begegnen werde.

(Fortsetzung folgt)



sicht. Dann sah er nach oben, krümmte sich zusammen.

„In den Busch... Mach weiter!“

Der Mann rührte sich nicht. Da faßte ihn Arnold unter den Achseln, hob ihn auf und schleifte ihn einige Meter seitwärts in den Latschengebüsch.

„Jetzt ruhig!... Maul halten!... Helen!“

„Ja“, wisperte Helen. Arnold trat neben sie, spähte nach oben. Die grün-grauen Uniformen der Grenzer erschienen im Mondlicht. Die ersten erkannten sie und kamen herangelaufen. Helen stand aufrecht neben Arnold und sah dem Lampenlicht unbefangen entgegen.

„Haba se jeman gsähnt?“

„Ja, Schwyzer Soldata“, antwortete Helen.

„Verdammt!... Pardon, Madame. Aber wo steckt der Bursche nur? Von unten telefonierten sie, daß er durchgekommen ist.“

„Wer?“ fragte Arnold dumm. Aber die Soldaten gaben keine Antwort. Ihre Kameraden waren herangekommen. Einer gab den Befehl, auszuschwärmen.

„Schützenkette bilden!... Jeden Busch durchkämmen!... Alle hundert Meter ein Posten! Der Grat wird dicht gemacht!“ befahl er. Und nochmals an Helen und Arnold gewandt: „Hier haben Sie niemand gesehen?“

„Nein, niemanden Fremden“, log Helen mit lauter Stimme, die abwesend klang.

„Also los!“ befahl der Soldat. Die Lampen verteilten sich auf und abschwankend in die Tiefe. Bald hörte



„Die armen Kerle!“ rief Helen.

„Vielleicht sind Frauen dabei, vielleicht auch Kinder“, brummte Arnold, „im zwanzigsten Jahrhundert ist alles möglich.“

„Steigen wir weiter!“ rief Helen. Im selben Augenblick wurde es hell.

„Was ist denn das?“ flüsterte Arnold. Ein Streifen Himmel war plötzlich aufgebrochen. In dem gelben Bach aus Sternenlicht war ein Schatten, zehn Meter höher, über eine geneigte Fläche gehuscht und in dem schwarzen Gebuckel daneben verschwunden. Arnold ließ Helen stehen und schnellte

V-2-Konstrukteur will zum Mond fliegen

Fortsetzung von Seite 8

größert und das Gebiet der Forschungsprojekte erweitert. Die Installation verschiedener neuer Apparaturen in White Sands freute ihn besonders. „Abschüsse bilden den Höhepunkt bei meiner Arbeit“, erklärte er. „Ein erstklassiges Versuchsfeld ist wesentlich. Sechs Monate Arbeit stecken in so einer Rakete und innerhalb einer Minute zeigt es sich dann, ob es ein Erfolg oder das Gegenteil war.“ Im Jahre 1948 gab die Armee Braun die Bewilligung, an wissenschaftlichen Tagungen teilzunehmen. Auf einer dieser Tagungen in Chicago, die von dem Chefarzt der Air Force zur Klärung medizinischer Probleme im Zusammenhang mit Raumschiffahrt einberufen worden war, las Braun einen Bericht über künstliche Monde vor. „Immer begegnete man mir auf solchen Treffen mit größter Freundlichkeit“, sagte er. „Wissenschaft ist genauso eine Welt wie Musik.“ Im August 1949 trug die British Interplanetary Society Braun die Ehrenmitgliedschaft an, „in Anerkennung ihrer großen Pionierarbeit auf dem Gebiete der Raketentechnik“. Im Antwortschreiben Brauns hieß es: „Ungeachtet des Kummers, den mein und meiner Gefährten über das englische Volk brachte, ist (Ihr Antrag) der ermutigendste Beweis, daß die edle Begeisterung für die Zukunft der Rakete stärker ist als nationale Gefühle.“

Die Übersiedlung nach Alabama im Jahre 1950 hat sich nicht im geringsten auf Brauns Forschertätigkeit störend ausgewirkt. „Ich kann überall in der Welt arbeiten“, sagte er. „Seitdem ich hier bin, habe ich mein ‚Projekt Mars‘ zu Ende gebracht. Das ist mein Roman. Drei Jahre habe ich an ihm gearbeitet. Er handelt von einer Reise zum Mars mit fünfzig Passagieren in zehn Raumschiffen. Der erste Teil beschreibt die Vorbereitungen für den Flug, der zweite befaßt sich mit den Siedlungsmöglichkeiten auf dem Mars. Er zeigt, was wissenschaftliche Entwicklung möglich machen kann, wenn unsere Zivilisation noch ein paar weitere Jahre überdauert. Meine Figuren leben überirdisch in Druckfesten oder hermetisch abgeschlossenen, mit Klimaanlage versehenen Heimen, ihre ganze Nahrung ist synthetisch. Am Ende lösen Mars und Erde ihre wissenschaftlichen Probleme durch gegenseitige Unterstützung.“

„Und was ist mit dem Mond?“ fragte ich.

„Der Mars fordert mich mehr heraus“, antwortete Braun. „Die Reise zu ihm würde zweihundertsechzig Tage dauern. Zum Mond sind es nur hundert Stunden.“ Er zögert einen Augenblick, dann ging er aus sich heraus, wie er es den ganzen Abend noch nicht getan hatte: „Trotzdem würde ich persönlich eher zum Mond als zum Mars gehen, weil eben der Weg kürzer ist. Schließlich ist eine Reise zum Mond fraglos möglich. Die Oberfläche des Mondes ist uns dank der Fernrohre viel vertrauter als manche Teile der Erde — die Gebirgsketten in Tibet zum Beispiel. Nötig ist nur genügend Geld und Ausdauer. Raumschiffe werden schließlich einmal von jedermann benützt werden. Diese ganze militärische Verwendung von Raketen — ist nur ein Teil des Bildes. Ein Mittel zum Zweck.“

Ich fragte Braun, ob er jemals das Auftauchen der schwarzen Limousine am Raketenflugplatz vor zwanzig Jahren bedauert habe. Er schüttelte verneinend seine Haupt. „Hätte ich den Job nicht übernommen, wäre es ein anderer gewesen. Raketen waren eine

neue Idee, und eine neue Idee ist stärker als das Gefühl eines einzelnen. Zivilisation verpflichtet nun einmal zu technischem Fortschritt, und daran haben wir uns zu halten. Wir können uns nicht in ein Schäferdasein zurückflüchten. Das würde die sozialen Grundlagen unseres modernen Lebens zerstören. Denken Sie nur an die Leute in der Industrie, die arbeitslos würden, oder an die zunehmende Bevölkerung der Erde — der Zuwachs könnte nicht ernährt werden. Die Hauptfrage lautet nur: Wie nützen wir dem technischen Fortschritt? Er kann uns entweder umbringen oder höher heben. Im alten Griechenland wuschen Sklaven das Geschirr, während Sophokles seine Tragödien schrieb. Auf dem Papier gibt es heutzutage keine Sklaverei, aber der Großteil der Menschheit lebt in physischen Fesseln. Die Technik bietet Millionen eine Chance, sich in höhere Aspekte des Lebens zu vertiefen. Aber man bekommt nichts umsonst. Es sind auch Nachteile bei dieser Chance.“ Nach einer Pause fuhr Braun fort: „Auch ohne mich wären in Peenemünde dieselben Dinge geschehen. Glauben Sie, daß man den Wissenschaftlern die Schuld am Kriege aufhalsen kann? Einstein etwa? Er suchte nach fundamentaler Wahrheit, und seine Formel wurde für die Atombombe benützt. Oder Alexander Graham Bell? Militärische Befehle, die Tausenden das Leben kosten, werden mit seinem Telefon gegeben. Warum nicht den Autobuslenker verurteilen, der die Arbeiter der Kriegsindustrie in die Fabriken fährt? Und was soll mit den Filmstars geschehen, die für die Truppen singen?“

„Haben Sie eine Antwort auf all das?“ fragte ich ihn.

„Gottesfurcht“, antwortete Braun, ohne zu überlegen. „Solange es nationale Staatsgewalten geben wird, ruht unsere einzige Hoffnung auf der Hebung der Moral jedes einzelnen. Ich gehe jetzt regelmäßig in die Kirche.“

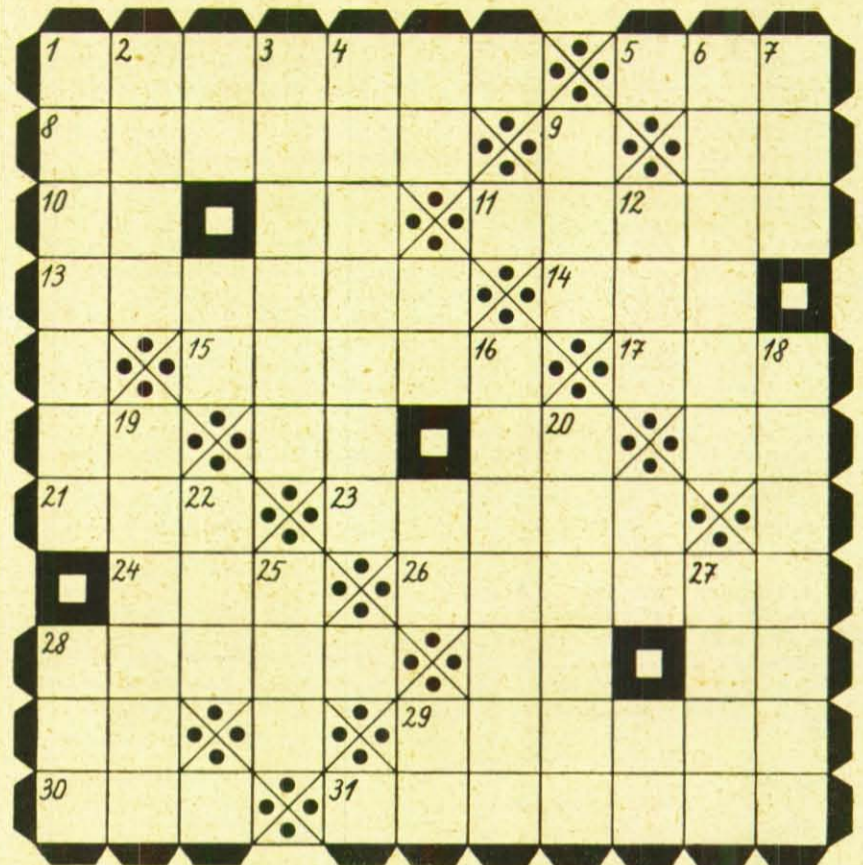
„Taten Sie das auch in Peenemünde?“

„Gelegentlich schon“, erklärte er. „Doch ist es eigentlich zu spät, zur Kirche zu gehen, wenn ein Krieg ausgebrochen ist, man bekommt da allehand zu tun.“ Er machte eine schwer zu deutende Handbewegung. „Jeder wirkliche Wissenschaftler wird am Ende ein gläubiger Mensch. Je tiefer er in die Naturwissenschaft eindringt, desto mehr erkennt er, daß Worte, die tiefsinnig klingen, in Wirklichkeit nur armselige Erfindungen sind, unwissenschaftlich zu verdecken. Kraft? Materie? Wir benützen sie, ohne richtig zu wissen, was sie eigentlich sind. Oder nehmen Sie das Rätsel der Vererbung. Es wird niemals gelöst werden.“

So wie die Lage im Augenblick ist, fuhr Braun fort, kann er sich nichts anderes vorstellen, als in Redstone weiterzumachen. Seinen gegenwärtigen Kurs hält er im wesentlichen für den gleichen wie den seinerzeitigen in Peenemünde. „Noch immer neue militärische Raketen entwickeln — und noch immer auf das Raumschiff warten“, sagte er. „Nur daß ich das jetzt in einem anderen Land tue. Bald wird es mir aber nicht mehr anders vorkommen. Ich verbrachte mein Wochenende gewöhnlich mit Segeln auf der Ostsee. Jetzt fische ich in den nahen Stauseen. Manchmal müssen die Soldaten, die in Redstone ihre technische Ausbildung bekommen, die Laboratorien aufräumen. Sie greifen genauso zu, wie die Soldaten damals in Peenemünde. Und bei Gröttrop in Rußland ist es wahrscheinlich auch dasselbe.“

ENDE

KREUZWORTRATSEL

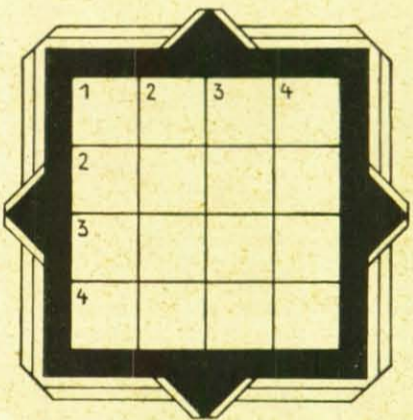


Waagrecht: 1. Nagetier und sehr populäres Vorbild der Griechen- und Nachkriegszeit, 5. Großvater im Kindergarten, 8. das Gegenteil von junior, 4. berüchtigt als vulgäres Gerede, 6. Trenck, 11. heute Kampfplatz der Stiere, einst der der Gladiatoren, 13. Zahlungsunfähigkeit, 14. bewerkstelligt zu zweit den Augenaufschlag, 15. Vorname des österreichischen Lyriker Weinheber, 17. ist ein Musikstück für zwei Personen, 21. erhebt sich als Bergzug aus der Ebene Braunschweigs, 23. das ist die . . . , bringt Erüstung zum Ausdruck, 24. mündet in die Weichsel, 26. Name berühmter Römer, 28. kann in Nordafrika erstiegen oder zwecks Geographie-Information eingesehen werden, 29. ergibt sich in die Oder, 30. der Bergmann arbeitet vor . . . , 31. einst ritterlicher, heute sportlicher Wettkampf.

Senkrecht: 1. ist ein Wurfspeer, das zur Tötung des Walfisches dient, 2. war der Bruder des Kain, 3. das Gegenteil von junior, 4. berüchtigt als vulgäres Gerede, 6. Trenck, der . . . , 7. liegt als Stadt in Norditalien, 9. ist ein Passionspielort in Tirol, 12. kann bei gerichtlich Aussage verlangt werden, 16. vermittelt Kühlung durch Handbetrieb, 18. wenn das Jahr 280 Tage alt ist, haben wir . . . , 19. Vogel, zu fangen im Titel einer Rossini-Oper, 20. altbewährtes Fiebermittel, 22. ein . . . ist kein . . . , 25. durchfließt die Stadt Weiden, 27. fließt im Harzgebiet, 28. ist eine südwestfinnische Küstenstadt, 29. was schnell geschieht, geschieht im . . .

MAGISCHES QUADRAT (ZOOLOGIE)

Die Buchstaben a — a — b — l — l — l — l — m — m — m — m — n — u — u — u — u ergeben bei richtiger Lösung waagrecht und senkrecht gleichlautend die gleichen Tiernamen folgender Bedeutung: 1. der Maulwurf wird so genannt, 2. Faultierart, 3. junges Schaf, 4. Dorschart (der Torsk).



SILBENRATSEL

Aus den Silben: a — al — bat — bu — bü — cho — de — de — e — e — e — e — e — in — ke — kra — le — lei — lich — ment — mer — na — nent — pe — ra — ral — reu — ro — sam — se — sern — sit — sta — stanz — stein — sub — k — te — ten — ter — ter — ter — ter —

— the — tos — u — ur — view — zer — zie sind Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden:

1. entscheidender Sachbearbeiter bei Behörden, 2. Muse der lyrischen Dichtung, 3. englisches Nachrichtenbüro, 4. Burg in Württemberg, 5. Tal im Kanton Uri, 6. Schutzhülle, Überzug, 7. letztwillige Verfügung, 8. körperliche Maße, Bestandteil, 9. Infektionskrankheit, 10. kleiner Karpentisch, 11. Berglandschaft in Mittelitalien, 12. Werkzeug, 13. Unterredung, Befragung, 14. Zauberformel zur Schatzgewinnung, 15. Schaubühne, 16. Aussprache, Erörterung, 17. Sprengstoff (Pikrinsäure).

Bei richtiger Lösung ergeben sich die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben gelesen, eine wichtige Erkenntnis (ch = 1 Buchstabe).

Rätsellösungen aus Nr. 19

Kreuzworträtsel mit Spruch. Waagrecht: 1. Lekz, 4. Weber, 7. Ger, 9. Arad, 11. Dur, 12. Muse, 13. Sole, 15. Labe, 17. Aas, 19. Erpel, 21. tot, 23. Rage, 25. Blei, 27. Ob, 28. Aralsee, 31. Se, 32. Vers, 33. Ito, 34. Abel. — **Senkrecht:** 1. Lava, 2. er, 3. Kassa, 5. Eder, 6. Erle, 7. Guete, 8. Rest, 10. Do, 14. leer, 16. Albe, 18. Arbe, 20. Pult, 22. Ose, 24. Gas, 26. Lea, 29. Ai, 20. so. — **Wer vorsort, lebt besser.**
Magisches Quadrat: 1. Zobel, 2. Okuli, 3. Buhle, 4. Ellen, 5. Lienz.
Silbenrätsel: 1. Walküre, 2. Elle, 3. Remus, 4. Emu, 5. Testat, 6. Westen, 7. Ataman, 8. Stube, 9. Huchen, 10. Athen, 11. Bogen, 12. Esel, 13. Nebel, 14. Wieland, 15. Innichen. *Wer etwas haben will, muß auch geben.*
Lobenswert: Drang — Rang.
Besuchskartenrätsel: Shakespeare.
Magisches Quadrat: 1. Zobel, 2. Okuli, 3. Buhle, 4. Ellen, 5. Lienz.

ZB Illustrierte Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 21361
Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Roschat. Zivilver Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3, Ruf 57194. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 28686, Telegramm-Adresse: Gablerpress; Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhard Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Preis Hrs. 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 68326, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf. in Quartalsabonnement 2.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

die kleine



Durstig

Angstlich versteckten sich die schwarzen Bewohner des Dorfes Mpika (Nord-Rhodesien) in ihren Lehmhütten, während ein Löwe ihr Vorratshaus plünderte und ein ganzes Faß Bier leersoff. Am nächsten Morgen fand man den „Wüstenkönig“ betrunken auf dem Feld. Er konnte gefahrlos gefangen werden.



Erkennungsmarken

Zu einer einzigartigen Operation kam es im Institut für Küsten- und Binnenfischerei in Hamburg. 5000 in der Oberelbe gefangene Fische wirkten dabei mit Kundige Hände packten die Tiere und zogen ihnen mit Hilfe einer chirurgischen Nadel einen festen Perlonfaden durch die Rückenmuskulatur. Nachdem man eine kleine „Erkennungsmarke“ an dem Faden befestigt hatte, setzte man die Fische bei Schnackenburg und bei Fliegenberg (Kreis Harburg) wieder aus. Wer ein solches markiertes Flossentier fängt und Erkennungsnummer, Länge des Fisches und Fangort dem Institut mitteilt, bekommt zwei Mark

Bodenflug

Ohne jemals den Boden zu verlassen, machten fünf amerikanische Luftwaffenoffiziere in Dayton im Staate Ohio einen fünftägigen „Langstreckenflug“. In einer Werkhalle saßen sie während der ganzen Zeit in einer Flugzeugführerkanzel, deren Instrumente einen Flug vortäuschten. Das Unternehmen gehört zu einer Reihe von Versuchen, mit denen man herausfinden will, wie lange ein Flieger — etwa später in Atomflugzeugen — in der Lage ist, den Dienst in der Kanzel durchzuhalten.

Seltene Rache

Eine seltsame Methode, sich an Nachbarn und Verwandten zu rächen, hat der 30 Jahre alte Kaufmann John Hales aus Nottingham entwickelt. Am späten Abend wählt er die Nummer 999 und schickt die Feuerwehr nach ihren Wohnungen. Von einem Gericht in Nottingham ist Hales jetzt zur Zahlung von 15 Pfund verurteilt worden.

Karussellfahrt

Viel Aufregung gab es auf dem Flugplatz von Los Angeles, als einem Frachtflugzeug gleich nach dem Start ein Propeller abbrach. Die Maschine erreichte zwar wieder sicher den Boden, drehte sich dann jedoch eine halbe Stunde lang wie ein Kreisel um ihre Achse, weil sich der Motor nicht abstellen ließ und der unbeschädigte zweite Propeller weiterlief. Die „durchgedrehten“ drei Besatzungsmitglieder konnten schließlich mit Hilfe einer Leine durch einen Notausstieg den Boden erreichen.



Kein Freibier

Einen Volksauflauf gab es auf dem Grassmarkt in Edinburg, als der Anhänger eines Bierwagens umstürzte und fast 30000 Flaschen Bier auf die Straße stürzten. Zehn Polizisten hatten alle Hände voll zu tun, die zusammenströmenden Schotten zurückzudrängen. Währenddessen beseitigten die Fahrer die Scherben und sammelten die heißen Flaschen wieder ein.

Mißverständnis

Karlheinz schenkte seiner Frau eine Skunksstola. Sie betrachtete das Prachtstück und meinte nachdenklich: „Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß von einem so kleinen Stinktief ein so schöner Pelz kommt.“ Wütend protestierte Karlheinz: „Erlaube mal! Ich verlange ja keinen Dank, aber ein wenig Respekt kann ich wohl erwarten.“

Rationalisierung

Zuviel Zeit pflegten die Stenotypistinnen eines Betriebes in Singapur dafür zu verwenden, ihr Make-up in Ordnung zu halten. Um dem ein Ende zu bereiten, hat die Betriebsleitung jetzt Fragebogen verteilt, auf dem die Mädchen über jede Sekunde ihrer Arbeitszeit schriftlich Rechenschaft abzugeben haben. Das kostet allerdings noch mehr Zeit als das Pudern und Lippenbmalen.

Fremdwörter

In der Bundeshauptstadt irrte ein Bittsteller von Instanz zu Instanz, um die „Exekutive“ zu suchen. Auf die Frage, was er darunter verstehe, antwortete er, es müsse sich wohl um eine Dame handeln. Man hatte ihm auf irgendeiner Dienststelle gesagt, sein Anliegen könne nicht durch die Legislative, sondern nur durch die „Exekutive“ behandelt werden. Ein anderer Behördenbesucher sagte auf den Hinweis, er solle sich an die Kommune wenden: „Ich dachte, die wäre verfassungswidrig.“



Erleichterung

Die Herausgabe einer neuen Verfügung beraten die Stadtväter von Newport (Rhode Island). Die Türen der Gastwirtschaften sollen künftig nur nach außen aufschlagen, damit man leichter heraus als hinein kann.

Ausrüstungen

für den Zivilen Luftschutz

Brandschutz und Brandbekämpfung

Albert Ziegler, Schlauch- und Feuerlöschgerätefabrik, Giengen Brenz, Ruf: 311/313, Fernschreiber: 0712/759

Feuerlösch-Zubehör und Armaturen



J. Schmitz & Co., gegr. 1875, Frankfurt/M.-Höchst, Postfach 64, Ruf: 1 39 81, Fernschr.: 04 11 921

Albert Ziegler, Schlauch- und Feuerlöschgerätefabrik, Giengen Brenz, Ruf: 311/313, Fernschreiber: 0712/759

BRIEFMARKEN

verlangen Sie meine ausführliche, umfangreiche Preisliste unverbindlich. Heute biete ich an:

Span. Tänger, Tiere	6 Werte	DM 1.20
Span. Kolonien, Blumen	12	DM 1.10
Nicaragua, Sport	5	DM —.70
Jugoslawien, Fische	3	DM —.60
Ungarn, Waldtiere	10	DM 3.50
Ungarn, Käfer	10	DM 4.—
Div. Motivpack. à 25 versch. Marken		DM 1.40
Michel, Kat. Deutschland 1957		DM 4.50
Briefmarkenalbum AUS ALLER WELT		
140 Seiten mit 4000 Markenfeldern		DM 10.50

Briefmarkenversand CHR. LÖWEN
21b) Hagen i. W. 101 — Postfach 1030

● Rettung für Hautkranke durch Klossin Wunder

Erfolgreiche Vollkuren (bestehend aus 5 versch. Präparaten), bei Schuppenflechte DM 17,50, Ekzemen, auch schlimmster Art, DM 13,—, offenen Beinwunden, auch sehr veralteten, DM 16,—, Verhornung der Innenhand, Pickel, Mitesser und andere Hautleiden. Auch Probedose nur 1 Creme DM 4,50. Verlangen Sie Prospekte. Bei Bestellung Zweckang. Klossin Heilmittel Abt. 23 Fürth/Bayern

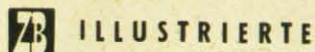
Jetzt neue Preise!



Dazu unsere bisher günstigsten Zahlungsbedingungen. Bildkatalog 79 mit Beratung gratis. Postkarte genügt. Fachversandhaus aller Schreibmaschinen Günther Schmidt GmbH, Abt. 9 S Frankfurt a. M., Postfach 9125 Verkauf: Platz d. Republik 3 Berlin-Lichterf., Baseler Str. 69 Hamburg 24, Birkenau 16 Göttingen, Elbinger Str. 30 München, Bayerstraße 37

Eine Bitte

Schenken Sie den Inserenten dieser Zeitschrift Ihr Vertrauen und beziehen Sie sich bei Ihren Anfragen und Einkäufen auf die



Noch mehr
günstige Angebote an neuesten Photo- u. Kinokameras mit Kamerakunde u. Lehrgang: „Freude an der Kamera“ bietet der Schaja-Photoführer auf 225 Seiten, 1/2 Anzhl., 10 Rat., Ansicht, Garantie. Schreiben Sie sofort an

PHOTO SCHAJA
Abt. 75 MÜNCHEN 22

Postkarte genügt!

Sie hören jeden Donnerstag, 23.15 Uhr, die „Stimme der Hoffnung“ über Sender Luxemburg Lange Welle 1287 m, 233 kHz Abschriften der Ansprachen kostenlos BERLIN-ZEHLENDORF, Niklasstr. 19 (Westberlin)

Das Blaue Blatt

Und heute noch — wenn Sie guten Lesestoff suchen — kauft man die beliebte Familien-Illustrierte

Das Blaue Blatt

Das Blaue Blatt

Das Blaue Blatt

Das Blaue Blatt

für 60 Pfennig überall erhältlich

Ich war in

MEKKA



Marcella d'Arle

Marcella d'Arle, der bekannten Reiseschriftstellerin, gelang, was bisher unmöglich schien: sie war in Mekka, dem Heiligtum der Mohammedaner. Und das als Christin, als Ungläubige! Mehrfach geriet sie in Lebensgefahr, lernte aber auch die großzügige Gastfreundschaft der Araber kennen. Über das, was sie sah und erlebte, schrieb sie den nachfolgenden, fesselnden Bericht.

Copyright: Gebr. Weiß Verlag, Berlin-Schöneberg

An Seine Majestät König Saud,
Er Riad.
Saudiarabien.

M a j e s t ä t !

In den Stunden, die ich mit Ihnen verbringen durfte, verstand ich, daß die zwei Haupttugenden der arabischen Menschen, Güte und Großzügigkeit, die Grundlage Ihres Charakters bilden. Und an Ihre Güte und Großzügigkeit wende ich mich jetzt, Meliki, und bitte Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in die Heilige Stadt eingedrungen bin, die den Christen verschlossen ist. Aber ich wünschte es mir seit vielen Jahren, bis Gott das Wunder vollbrachte, mich zu erhören.

Denn es war wirklich ein Wunder: Die saudiarabische Polizei, eine der besten der Welt, schützt Mekka mit einem undurchdringlichen Netz, und tausende Beduinen verteidigen mit wildem Fanatismus die Wüste in der heiligen Zone. In der Stadt selbst trägt jeder Einwohner seit Generationen im Blute das Mißtrauen und den Haß gegen den Ungläubigen, und mehr als einmal, trotz Melaia und Schleier, fühlte ich, wie der Tod mich streifte. Aber seit Jahren wünschte ich mir, die Stadt zu sehen, die als erste die ersten Worte des Korans hörte, die die Welt verändern sollten.

Bismi Illahe er Rahmani er Rahimi.

Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Mildtätigen; und beim Klange dieser Worte sollten die Götzen der Kaaba für immer niederfallen und Mekka, die Stadt der vielen heidnischen Götter, sollte der Tempel eines einzigen Gottes werden.

La Illah illa Allah.

Meliki, ich glaube, wie es der Koran sagt, daß Mohammeds Gott auch der Gott Christi sei. Ja noch mehr, daß jedes aufrichtige Gebet zum selben Gott emporsteigt, wie jeder Tempel zur selben Sonne.

Ich war aber bereit, wenn mein Eindringen in Mekka doch ein Frevel war, meinen Irrtum mit dem Leben zu bezahlen. Aber Gott hat das Wunder vollbracht, ich glaube, weil er in meinem Herzen lesen konnte, daß es für mich auch eine Pilgerfahrt war.

Wenn Gott mich beschützt hat, Meliki, werden Sie mich bestimmt nicht verurteilen, das weiß ich genau und danke Ihnen dafür.

So wie ich mich aus ganzem Herzen für Ihre Güte bedanke, für Ihre Gastlichkeit und Ihre Freundlichkeit.

Ihre sehr ergebene *Marcella d'Arle*

Das Kind, bekleidet nur mit dem langen Nachthemd, das man im Orient Calabia nennt, bleibt vor mir stehen. Nachdenklich bohrt es mit dem Finger in der Nase, während es mit gewissem Staunen auf mich blickt, als hätte es in der Schule auf der schwarzen Tafel gelesen, daß $2 \times 2 = 5 - 1$ ist. Es stimmt natürlich, aber warum hat man nicht einfacher 4 geschrieben.

Aber auch die Männer, die auf der Straße an mir vorbeigehen, blicken mich mit Verwunderung und Mißtrauen an und drehen sich oft nach mir um. Und doch ist meine Melaia, das große schwarze Umhangtuch der Ägypterinnen, ganz stilecht; ich habe sie im Khan el Khalili von Kairo gekauft, genauso wie meine Sandalen, mein Parfum, meine zwei silbernen Ringe mit den blauen glückbringenden Steinen. Und der Schleier, der mein Gesicht verhüllt, ist sicher undurchdringlich. Jeder Meinung nach habe ich an alles gedacht und doch, wie es mir scheint, ist das Resultat... 5 - 1.

„Sitta“, sagte plötzlich das Kind, „wenn du in den Plozk gehst, gehe ich mit dir, um dir tragen zu helfen.“

Ich verstehe das mehr aus den Gesten des Kindes als aus seinen Worten, obwohl ich zwei Jahre lang in der Wiener Orientalischen Akademie Arabisch studiert habe. Dort lernte ich zwar den Koran lesen, aber kein Wort der heutigen lebendigen Sprache.

„Danke, ich gehe nicht in den Souk, mannu, ana la ashab ila el Souk.“ Es ist eine der wenigen Redensarten, die ich auswendig kann und die ich auch, wie ich glaube, richtig ausspreche. Aber das Kind blickt mich erschrocken an und hält mir die fünf gespreizten Finger entgegen. Es ist die sogenannte Hand der Fatma, die gegen den bösen Blick schützen soll. An den meisten Häusern im tiefen Orient sieht man oberhalb des Straßentores gemeißelt oder auf der Mauer gezeichnet die kleine offene Hand, die die bösen Geister verschrecken soll.

Das Kind hat mich also doch für eine einheimische Frau gehalten, sonst wäre es durch meine europäische Stimme nicht so erschrocken. Die Stimme der Araberinnen ist wärmer und tiefer als meine, und ich muß unbedingt lernen, wie sie zu sprechen. Vieles muß ich noch lernen, mich mehr gerade zu halten, mit leichteren und kürzeren Schritten zu gehen, und dann

muß ich auch die Melaia nur mit zwei Fingern über der Brust zusammenhalten.

Und dann... fragt mich ein kleiner listiger Teufel, wie wirst du dann nach Mekka gehen, wer wird dich begleiten, wo du doch niemand kennst. Du bist erst gestern in Dschidda angekommen, warte ab, ruhe dich aus...

Müde wäre ich ja wirklich. Vorgestern in Beyruth konnte ich nicht schlafen, weil ich einen Artikel schreiben mußte, gestern in Amman auch nicht, weil ich Angst hatte, das Flugzeug um 4 Uhr früh zu versäumen; und diese Nacht konnte ich erst recht keine Ruhe finden: das Hotel Tawfic in Dschidda, in dem ich abgestiegen bin, liegt auf einem Marktplatz, wo man alle Tiere der Welt kauft und verkauft. Alle möglichen Tierlaute, Wiehern, Bellen, Miauen, Zwitschern, Blöken, drängen in mein Zimmer vom Abend bis zum Morgen ohne Unterbrechung.

Vielleicht aber ist der wahre Grund weder der Artikel noch das Flugzeug oder der zoologische Garten um mein Hotel, sondern Mekka, Mekka, Mekka. Vielleicht finde ich überhaupt keinen Schlaf mehr, bevor ich die Heilige Stadt gesehen habe; die Stadt, in der oft die Pilger sich die Augen in der Sonne blenden lassen, um nicht mehr Irdisches zu erblicken, wenn sie einmal den schwarzen heiligen Stein, die Kaaba, gesehen haben.

Trotz meines doppelten Schleiers und der schweren Melaia fühle ich schmerzlich in Gesicht und Körper das Brennen der Sonne. Und doch ist die Mittagsstunde noch weit, die Dschidda in eine Hölle verweandelt. Hier und da zischt eine Wolke verarbeiteter Sandes über die Straßen, es ist der Samum, der Wind, der die Palmen umwirft und die Flüsse austrocknet in der Wüste. Das Wort Samum bedeutet Gift, und wirklich scheint dieser versengende Wüstensturm Gift auf alle Lebewesen auszustrahlen.

Ich habe das europäische Viertel mit seinen asphaltierten Straßen verlassen, dessen zwei- bis dreistöckigen Häuser einander ähneln wie die Korridore einer Klinik. Ich wandere jetzt weiter durch die gewundenen Gassen des arabischen Viertels, wo es von Leben, von Fliegen und von Schönheit wimmelt. Doch die Altstadt hat dieselbe traurige Schönheit der letzten großen Kasbah — dem marokkanischen Bled verfallen. Und niemand wird sie wie-

der aufbauen können, weil der Geist, der sie erschaffen, für immer gestorben ist: der räuberische alte Bled, immer auf der Lauer, immer in Verteidigung, in dem nur das Gesetz der ewigen Blutrache herrschte.

So wird niemand die Altstadt Dschidda wieder bauen können, wenn die Zeit, die grausam die Häuser aus Kalk und Lehm zernagt, sie zerstören wird; denn die Altstadt wurde aus der Kreuzung zweier Welten, der arabischen und der türkischen, geboren, die Jahrhunderte lang gleichzeitig gegeneinander kämpften und miteinander Großartiges schufen. Jetzt aber geht jede ihren eigenen Weg, für immer voneinander getrennt.

Und Dschiddas Schönheit ist traurig und flüchtig, wie die eines zerbröckelnden Tempels, dessen Gott schon tot ist.

Weiter wandere ich ziellos durch die kleinen Plätze, die im Schatten der wuchtigen arabischen oder schlanken syrischen Minarette schlafen; ich irre durch das Labyrinth der Gassen, die oft so eng sind, daß sich die Balkone der gegenüberliegenden Häuser berühren. Diese schönen mit kostbaren Holzschnitzereien verzierten Erker erlauben der Frau, auf die Straße zu blicken, ohne gesehen zu werden.

Die Häuser der Altstadt sind oft vier bis fünf Stockwerke hoch, sehen aber wie Wolkenkratzer aus, vielleicht durch den starken Kontrast zwischen den dunklen Holzgittern und den blendend weißen Wänden. Denn alle Häuser der Altstadt sind weiß, makellos, wie die Urmutter der Menschheit vor dem Sündenfall war. Dschidda bedeutet Großmutter auf arabisch, und die Stadt verdankt Eva ihren Namen, die hierher kam, um zu sterben. Sie kam aus den weit entfernten Ufern des Schott-el Arab, wo der Garten Eden blühte, dort, wo Euphrat und Tigris zum erstenmal zusammentreffen.

Ein kleiner Junge begleitet mich zu Evas Grab; eine lange, zerbröckelnde Mauer, die ein Stück harten und kahlen Wüstenboden umgibt.

„Dort, wo du die Steine siehst“, sagt eine verschleierte Frau an meiner Seite, „erhob sich vor einigen Jahren eine Moschee, die über Evas Nabel gebaut war. Eva war 90 Meter groß, und Adam, der in Aden begraben ist, mehr als 100 Meter.“ Die Frau hat arabisch zu mir gesprochen, ohne mich als Fremde zu erkennen. Als ich mich bemühe, in der gleichen Sprache zu antworten, unterbricht sie mich sofort in gutem Französisch.

„Sie sind bestimmt eine Perserin, ich merke es an der Stimme und an der Aussprache.“ Dann erklärt sie mir weiter. „Als Adam und Eva das Paradies verlassen mußten, lebten sie lange Zeit voneinander getrennt. Erst nach vielen Jahrhunderten trafen sie sich wieder beim Berge Arafat. Arafat bedeutet ‚bekannt‘, und dort wurde Eva Adams Weib.“

Doch meine Gedanken kreisen nur um das eine Ziel:

„Ich bin erst gestern angekommen, braucht man für Mekka eine Sondererlaubnis?“

„Aber nein, warum? Sie brauchen nur ein Taxi nehmen und ...“ Sie unterbricht sich. Durch ihren leichten Schleier sehe ich, wie ihre Augen mißtrauisch werden und an meinen Händen haftenbleiben. Hände, die die Sonne der Sahara und der asiatischen Wüsten tief gebräunt haben, die aber doch die Hände einer weißen Frau geblieben und sogar von leichten Sommersprossen bedeckt sind.

„Ich weiß von nichts, ich muß jetzt gehen“, sagt die Frau plötzlich mit kalter Stimme und entfernt sich mit kurzem Gruß. Der kleine Junge, der jede Frau in Dschidda begleiten muß, sei es auf der Straße oder im Auto, folgt ihr nach. Zusammen steigen sie in einen großen, grauen Cadillac, der sich sofort lautlos entfernt. Nur die Negerinnen laufen zu Fuß in den Straßen Dschiddas.

„Sie brauchen nur ein Taxi nehmen und ...“ Was wollte nur die Frau noch sagen? Vielleicht schlicht und einfach: und dem Chauffeur sagen, bring mich nach Mekka.

Als aber ein Taxi an mir vorbeifährt, finde ich nicht den Mut, es anzuhalten. Ich habe doch Angst, der Chauffeur könnte mich zur Polizei bringen. Im Monat Hadsch des Jahres 1953 sind zwei betrunkene Amerikaner von Taif statt nach Dschidda auf der Straße nach Mekka gefahren. In der verbotenen Zone, die 15 Kilometer vor der Heiligen Stadt beginnt, wurden sie verhaftet, wodurch nach allgemeiner Meinung ihnen die Polizei das Leben gerettet hat. Sonst hätten sie die Beduinen oder das Volk in Mekka zerrissen. Beide sind aber noch immer im Gefängnis, obwohl der amerikanische Gesandte für ihre Freilassung intervenierte, und Amerika ist mächtig und beliebt in Saudiarabien. Manche Kenner des Landes sagten mir, sie würden wahrscheinlich für immer im Gefängnis bleiben, oder sie müßten Mohammedaner werden.

Als mich aber ein Taxi wieder streift, widerstehe ich der Versuchung nicht, doch einmal mein Glück zu versuchen. Ich steige schweigend ein und schweige weiter, bis der Chauffeur mich fragt: „Wo willst du hin?“

Ich müßte jetzt mit dem Tonfall einer Marlene Dietrich sprechen. Gott soll mir helfen. Insch Allah Baraka Allahu fic!

„Ana ashab ila el Maki“, ich will nach Mekka gehen.

Der Mann zuckt zusammen. „Wohin?“ fragt er ungläubig wieder.

„Ila el Maki.“

Seine kleinen Augen scheinen durch meinen Schleier durchzudringen, so brennend und stechend sind sie.

„Die Autos nach Mekka fahren von Bab el Maki aus, weißt du das nicht?“ Ich murmele ein Wort des Dankes und steige rasch aus. Beim nächsten Straßeneck drehe ich mich noch einmal um und sehe, daß mir der Mann mit feindseligen Augen nachblickt.

„Bab el Maki?“ frage ich den erstbesten Jungen auf der Straße.

„Immer geradeaus.“

Endlich, nach langer Wanderung in Sonne und Sandsturm, komme ich zu einem großen Platz, auf dem viele Taxis, Lastwagen und Autobusse parken. Von allen Seiten rufen mir die Chauffeure zu: Maki, Maki, Taxi ila al Maki.

Das richtige Schlaraffenland. Ich weiß wirklich nicht, warum alle Welt sagt, es sei so schwer, in die Heilige Stadt zu kommen.

Ich wähle gnädig ein „Service“, wie man im Orient die billigen Taxi nennt, die nur dann fahren, wenn sie mindestens fünf Fahrgäste haben. Auf dem Sitzplatz neben mir kämpft ein Beduinenjüngling mit zwei Hühnern, die sich am liebsten zerfleischen möchten. Zu meiner Linken setzt sich sofort eine Negerin, keine Sklavin, denn sonst

würde sie ganz nobel mit ihrer Herrin im Cadillac fahren. Immerhin sieht sie recht wohlhabend aus, wiegt sicherlich an die hundert Kilo und erdrückt mich fast mit ihrer Masse.

Ich sehe den kommenden Ereignissen recht hoffnungsvoll entgegen, besonders, seit eines der Hühner, Gott segne es, auf meinem Schoß sich häuslich niedergelassen hat.

Jetzt sind wir voll besetzt und werden bald losfahren. Wir müssen nur noch das Fahrgeld zahlen. Ich gebe dem Mann zehn Rial, worauf er etwas sagt, was ich nicht verstehe. Vielleicht, denke ich mir, sind zehn Rial nicht genug, um damit im Service nach Mekka zu fahren. Ich gebe ihm schweigend eine zweite Banknote.

Plötzlich sind alle Blicke auf mich gerichtet. Ein banges, feindseliges Schweigen hüllt mich ein. Dann wirft mir der Mann das Geld hin und sagt mit drohender Stimme: „Jallah, geh weg.“ Ich steige schweigend aus und blicke ängstlich um mich. Da sehe ich, wie zwei Polizisten langsam auf mich zukommen.

II.

Eine Weile sieht es so aus, als ob die Polizisten mich etwas fragen wollten, dann aber setzen sie ihren Weg fort und verschwinden in der Menge. Ich suche auch, im Licht und Lärm von Bab el Maki unterzutauchen. Soll ich ein zweitesmal mein Glück versuchen? Jetzt kenne ich mich schon besser aus und weiß, daß zehn Rial zu viel sind für die Fahrt nach Mekka. Und wenn ein Chauffeur zu mir spricht, werde ich einfach „ma fisch“ sagen und er wird verstehen, daß ich kein Kleingeld habe.

Aber kaum habe ich ein neues Auto bestiegen, da tauchen auch schon drei Polizisten auf.

„Wohin willst du?“

„Ila el Maki.“

Eine Lawine unverständlicher Worte überschüttet mich.

„Ich bin Perserin, verstehe nicht Arabisch.“

„Warum willst du nach Mekka?“

Mehr mit Bewegungen als mit Worten will ich den Männern verständlich machen, daß ich mir in Mekka ein neues Kleid kaufen will. Denn dort sind alle Stoffe billiger als in Dschidda. Die Polizisten schauen recht ratlos drein, denn kein Mann darf eine verschleierte Frau zwingen, ihr unverhülltes Gesicht zu zeigen. Hier gibt es keine weiblichen Polizisten, wie an der Grenze der verbotenen Zone.

Eine kleine Menge hat sich um uns versammelt, die mich mehr erschrocken als feindselig anstarrt, als verberge mein Schleier eine schreckliche Krankheit. Plötzlich sagt jemand laut: „Es ist eine Christin, eine nastanija.“ Doch diese Worte fallen nur in tiefes,



König Saud gewährte Marcella d'Arle einige Wochen hindurch Gastfreundschaft und beschenkte sie reich. In dem hier abgedruckten Brief beichtet sie ihm nun nachträglich ihr Eindringen in die Heilige Stadt.

angstvolles Schweigen, ohne ein Echo zu erwecken. Und als ich aus dem Auto aussteige, treten alle beiseite, als fürchten sie meine Berührung. Nur die Polizisten weichen nicht zurück. Werden sie mich jetzt verhaften? Weil ich in die Heilige Stadt wollte, ein Verbrechen nach den Gesetzen des Landes. Nein, sie lassen mich unbehelligt weggehen. Noch immer von einem seltsamen banges Schweigen begleitet, überquere ich den großen Platz und laufe ziellos weiter.

Das Auto mit der dicken Negerin und den streitbaren Hühnern fährt an mir vorüber und verschwindet auf einer langen, asphaltierten Straße, die in der Sonne wie ein goldenes Band leuchtet.

Das ist also der Weg nach Mekka, am Ende dieses goldenen Streifens liegt die Heilige Stadt, wo Mohammed und der Koran geboren wurden. Was zieht mich mit solcher Gewalt nach Mekka? Nur die verbotene Frucht, die Gefahr, das große Abenteuer am Rande des Todes? Doch nein, es ist nicht nur das, sondern auch Tieferes ist es: Mekka ist die Stadt, die vielleicht mehr als jede andere gebetet und Gott gesucht hat. (Fortsetzung folgt)

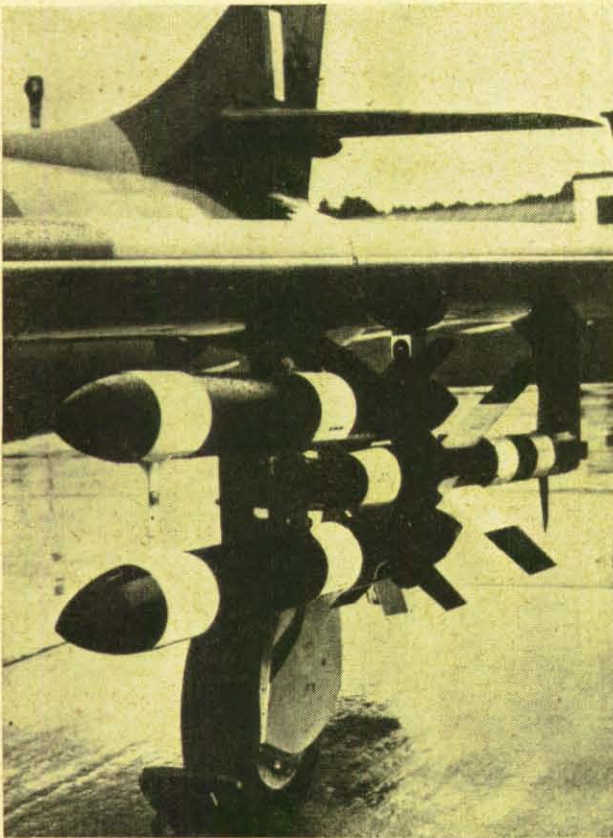
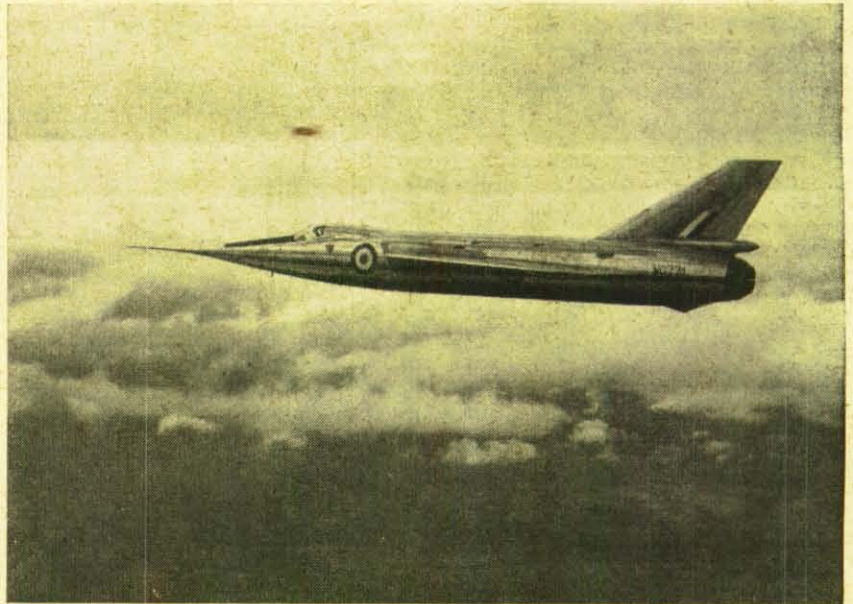


Eine Pilgerfahrt nach Mekka ist für den Araber religiöse Pflicht. Nicht immer geht es dabei so prunkvoll wie bei diesem Pilgerzug zu, in dessen Mitte der Mahmal, der heilige, goldene Schrein, mitgeführt wird, der alljährlich vom fernen Ägypten nach Mekka kommt.

Eigenbericht der
ZB-Illustrierten von der Flugzeug-
und Raketenschau in Farnborough

MIT DÜSEN

Was wir aus Farnborough mitnahmen, war die Erkenntnis, daß die Flugwelt vom Propeller Abschied genommen hat und daß das Zeitalter der Piloten zu Ende geht. Unbemannte Düsenflugzeuge und ferngesteuerte oder Selbstlenk-Raketen werden in Zukunft den Himmel beherrschen. Die Flugabwehr arbeitet mit elektronischen Geräten, die den Menschen völlig ausschalten, mit einer Radar- oder Infrarot-Peilung, die automatisch, lautlos und exakt die Rätsel modernster Luftkriegstaktik löst. Über diese nur im Dämmerlicht normalen Begreifens angewandte Kunst möchte die ZB-Illustrierte ihren Lesern nach dieser hier veröffentlichten ersten Übersicht in weiteren Spezialreportagen Einblicke ermöglichen. Lesen Sie deshalb auch unsere folgenden Ausgaben. Unser Redaktionsmitglied fuhr für Sie nach Farnborough, um Sie über die Flugabwehr zum Schutze des Westens zu informieren.

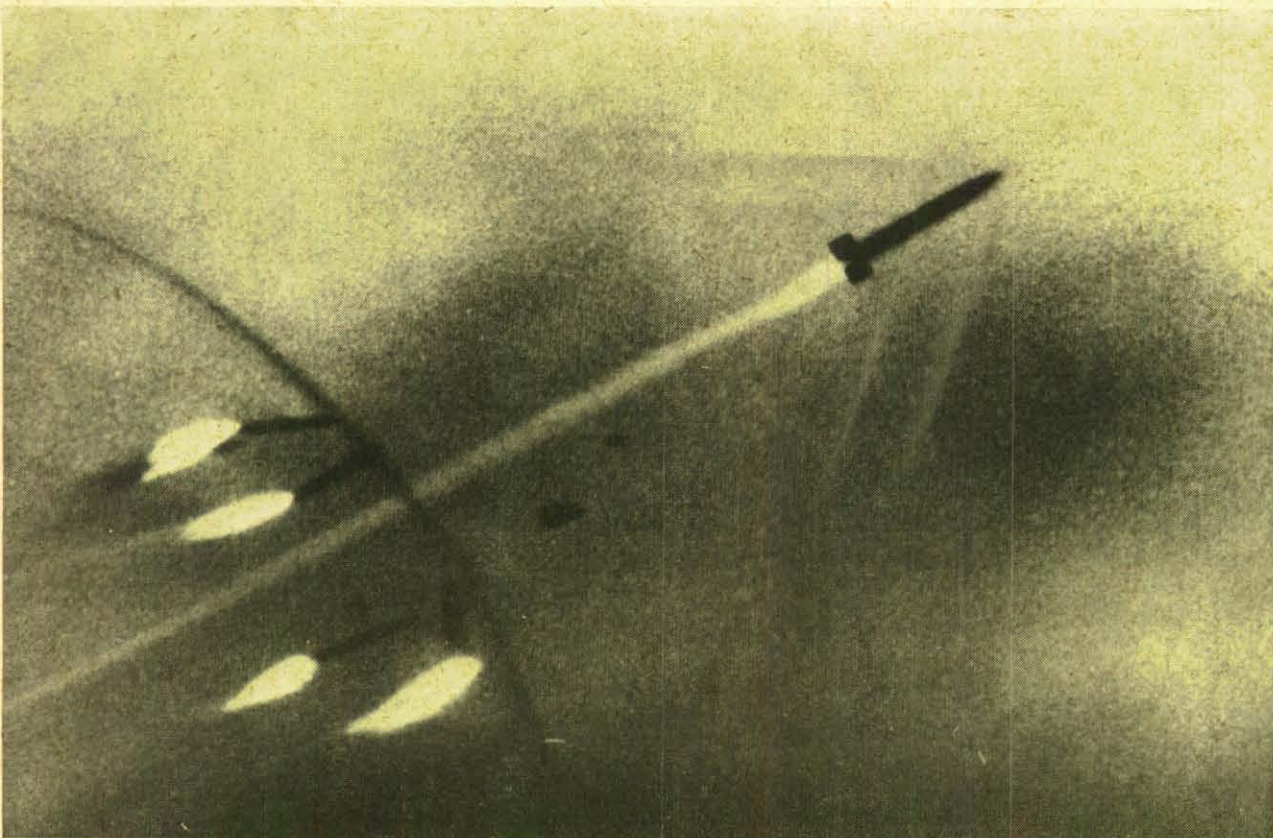
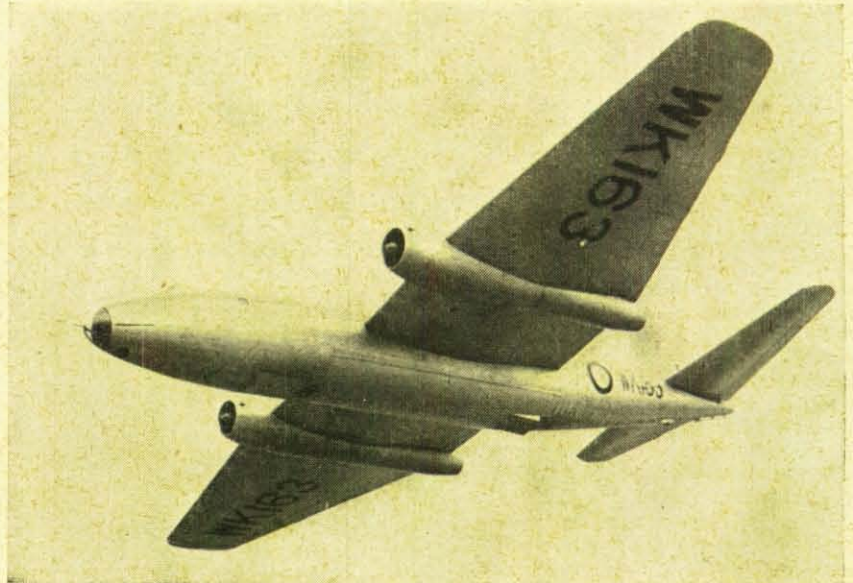


Der Weltrekord ▶

in Schnelligkeit wird seit 19 Monaten von dieser Fairey Delta 2 mit 1822 km/st gehalten. Der knapp 16 m lange Flugkörper wird von kaum vier Meter breiten Tragflächen in Dreiecksform stabilisiert. Drei Fallschirme, bei der Landung ausgelöst, bremsen die Geschwindigkeit und verkürzen die Landestrecke auf weniger als einen Kilometer.

◀ Letzter Schrei

auf dem Gebiet der perfekten Vernichtung ist diese serienmäßig hergestellte Abwehrrakete „Fireflash“ der Fairey-Werke. Zwei am Geschoss montierte Raketenmotoren verleihen dieser Waffe hohe Überschallgeschwindigkeit. Vom Trägerflugzeug ans Ziel herangebracht und abgeschossen, jagt die „Fireflash“ von einem Radarstrahl geführt ins Ziel.



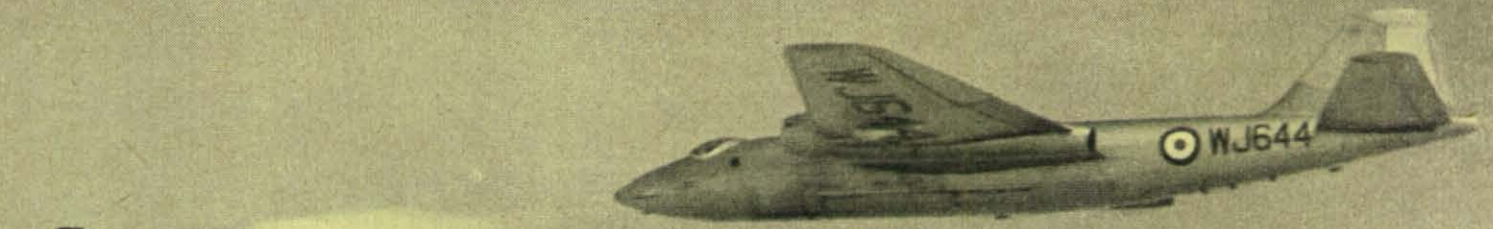
„Skorpion“ flog 21 km hoch

Diese Weltrekordmaschine, ein Canberra-Bomber der English Electric, ausgerüstet mit zwei Skorpion-Raketentriebwerken der Napier-Werke, erreichte am 28. August d. J. die höchste bisher offiziell anerkannte Höhe von 21 336 m. In Farnborough wurde der „Skorpion“ von dem 44 Jahre alten Chef der Napier-Testpiloten, Michael Randrup, so überzeugend demonstriert, daß sich das Publikum nur mit zugehaltenen Ohren des Startlärms der beiden Raketentriebwerke eingermaßen zu erwehren vermochte.

◀ Thor – der Vater vom „Bluthund“

Unser Bild zeigt den Augenblick, in dem das Fernlenkgeschoss „Thor“ sich von seinen vier Raketenkindern trennt und nun mit Zehntausenden von PS in zweieinhalbfacher Schallgeschwindigkeit auf sein Ziel zustößt. Außer den Angaben, daß „Thor“ knapp 2,40 m lang ist und einen Durchmesser von 40 cm hat, wurden in Farnborough keine weiteren Details zu dieser Waffe bekanntgegeben. Aber man weiß, daß die aus der „Thor“-Konstruktion entwickelten Geschosse, besonders der „Bluthund“, schneller, höher und über größere Entfernungen zu fliegen vermögen, als es vorher je erreicht wurde. Sie gelangen in eine Höhe, die oberhalb der Grenze liegt, an der heute bemannte Flugzeuge operieren. Die ZB-Illustrierte wird auch auf diese Waffen später noch ausführlich eingehen.

UND RAKETEN



Den Rest besorgt die „Firestreak“.

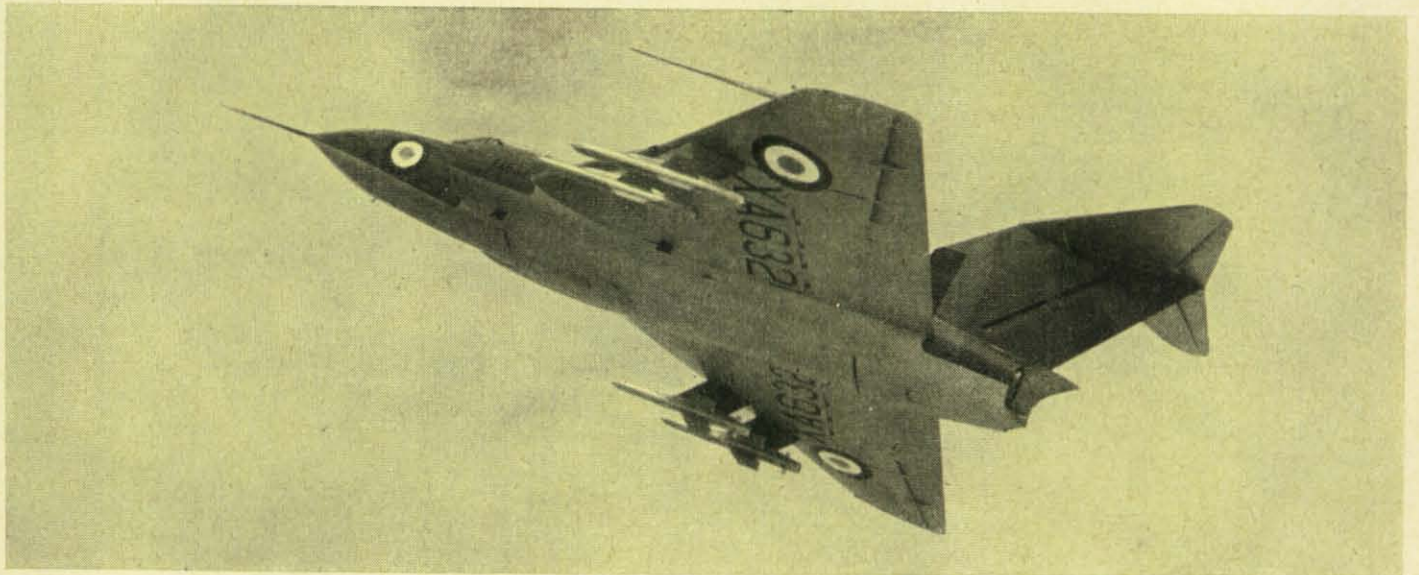
Vom Trägerflugzeug, einer Canberramaschine der English Electric, ausgelöst, begibt sich die de-Havilland-Rakete „Firestreak“ auf ihre Abwehrbahn. Ihr Detektor-Auge reagiert auf die Infrarot-Strahlen, die vom Zielflugzeug ausgesandt werden. Dieses Infrarot-System ist sicherer als die Radarlenkung. Wenn die Waffe das Flugzeug verlassen hat, operiert sie völlig unabhängig. Der Pilot braucht nichts mehr zu kontrollieren, er kann seinen Angriff in dem Augenblick abbrechen, in dem die „Firestreak“ auf ihren todbringenden Kurs gegangen ist.

Allwetterjäger: Mit vier Raketen gegen A-Bomber.

Zum ersten Male wurde in Farnborough diese Gloster-Javelin als Träger von vier Lenkraketen vorgeführt. Es handelt sich um einen Delta-Allwetterjäger der RAF, der speziell zur Bekämpfung sehr hoch fliegender Fernbomber mit Atom- oder Wasserstoffbomben dient. Auf solchen mit Raketen bestückten Düsenjägern und auf der Boden-Luft-Rakete vom Typ „Bluthund“ basiert die gesamte britische Flugabwehrtaktik seit der kürzlich umorganisierten Heimatverteidigung Großbritanniens, deren Grundsatz es ist, mit den zur Zeit wirkungsvollsten Waffen das Prestige Englands zwischen den beiden Weltmächten bald zurückzugewinnen.

Gestartet vom Deck der „Ark Royal“.

Mit der gewaltigen Kraft zweier Rolls-Royce-Avon-Triebwerke hat sich dieser modernste Standardjäger der britischen Marine vom Deck seines Mutterschiffes „Ark Royal“ abgehoben und fliegt nun mit Schallgeschwindigkeit über Englands Südküste dem weiten Gelände der Flugzeugschau von Farnborough zu, wo er 50 m über den Köpfen eines internationalen Publikums seine atembeklemmenden Kunstflüge zeigen wird. Dieser de-Havilland-Tag- und Nachtjägereyp trägt den Namen „Sea Vixen“, ist raketenbestückt und wird im übrigen in den Schleier des Geheimen gehüllt.



ZB**-film**

Nachwuchs stellt sich vor

Corny Collins und Peter Kraus heißen die beiden jungen Schauspieler, die von Axel von Ambesser für seinen neuen Film „Die Freundin meines Mannes“ entdeckt wurden. Sie kamen auf verschiedene Weise zum Film. Corny verdiente sich ihren Lebensunterhalt und das Geld für den Schauspielunterricht als Krankenschwester. Als ihre Schauspiellehrerin sie Axel von Ambesser vorstellen wollte, war dieser gar nicht begeistert von der Idee und suchte allerlei Ausflüchte. Als er jedoch Corny „zufällig“ auf dem Flugplatz wenige Minuten vor seiner Abreise aus Berlin sah, wußte er gleich, daß er dieses Mädchen mit dem ausdrucksvollen Gesicht für die Rolle der Mariella verpflichten würde. — Peter Kraus hatte sich

einen Namen als Rock-'n'-Roll-Sänger gemacht. Sein Vater ist der Schauspieler Fred Kraus, ein alter Freund Axel von Ambessers. Diese beiden Tatsachen stimmten Axel skeptisch, zumal er den jungen Peter für einen Rock-'n'-Roll-Fant hielt. Er nahm ihn deshalb besonders kritisch unter die Lupe, aber Peters Begabung siegte und überzeugte den Regisseur. In Kürze werden wir die beiden Nachwuchsschauspieler gleich in Hauptrollen sehen können neben so erfahrenen Darstellern wie Hannelore Schroth, Barbara Rütting, Irene von Meyendorf und Hans Söhnker. Kein leichter Start für die jungen Nachwuchsschauspieler! Aber Regisseur Axel von Ambesser glaubt fest an seine Entdeckungen. Foto: Greven/Schorcht-Film

Früh übt sich ...



INTERESSANTER SPIELPLATZ ist für den kleinen Stefan Haar das Filmatelier. Immer ist etwas Neues zu entdecken, und es gibt so merkwürdige Requisiten wie diese alte Truhe, in der man sich so gut verstecken kann. Mit seinen acht Jahren ist Stefan schon ein vielbeschäftigter Kinderstar. Zur Zeit dreht er einen Film mit Caterina Valente und Rudolf Prack.



IN COWBOYTRACHT fühlt sich der Junge am wohlsten, und er trägt sie immer, wenn er gerade mal eine Pause hat und das Drehbuch nicht eine andere Bekleidung vorschreibt. Wenn er aber auf dem Ateliergelände gar zu eifrig „Bandit“ spielt und gar zu häufig mit seiner silbernen Pistole schießt, kann es geschehen, daß ihn einer der Arbeiter übers Knie legt.



KURZ VOR DER AUFNAHME sitzt Stefan vor dem großen Spiegel in seiner Garderobe. Jede kindliche Ausgelassenheit ist aus dem Gesicht verschwunden. Er ist sich des Ernstes der Sache durchaus bewußt. Fast tief sinnig blickt er auf sein Spiegelbild. Ob seine Begabung für den harten Beruf eines Schauspielers auch später ausreichen wird? — Fotos (3): Gloria-Film.